

Emeritierung  
Professor Dr. Wilfried Kürschner

Universität Vechta  
Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische  
Linguistik

Vor-Spiel  
(»Imagine there's no Hörsaal«)

Abschiedsvorlesung  
(»Sechzig Semester Vechta«)

Emeritierungsfest

15. Juli 2010

## Programm

### Vormittag: Vor-Spiel (Dohlenstraße 7, Vechta)

Katrin Reich, geb. Kürschner ∞ Heiko Reich,  
Elisabeth Reber ∞ Sebastian Kürschner:  
»Imagine there's no Hörsaal« 3

### Nachmittag: Abschiedsvorlesung (Universität, Hörsaal B 1)

Sonka Ernst, Trompete – Christoph Scheuermann, Posaune –  
Manfred Werner, Trompete:  
Georg Friedrich Händel: »Festlicher Ruf«  
Wilfried Kürschner:  
»Sechzig Semester Vechta: Der Wörter sind genug gewechselt« 5

Fabian Kinz, Antje Onnen:  
Abschiedsworte der Studentenschaft 28

Gaststudenten der Xi'an International Studies University:  
Überreichung eines Geschenks

Sonka Ernst, Trompete – Christoph Scheuermann, Posaune –  
Manfred Werner, Trompete:  
»The Water Is Wide« – schottisches Volkslied, arrangiert für Bläser von  
Richard Roblee

### Abend: Emeritierungsfest (»Arkeburger Hof«, Goldenstedt-Arkeburg)

Begrüßung  
Marco Plambeck:  
Magie und Illusion  
Volker Schulz:  
»Universitätsprofessor Dr. Wilfried Kürschner 1980–2010:  
Eine tendenziell umfassende, personenbezogene, interne Evaluation« 29

Edgar Papp:  
»Wilfried Kürschenæres liet« 38

Rudi Timphus:  
Worte für den Plattdütschen Kring 40

### Pressebegleitung 44

## Vor-Spiel

**Katrin Reich, geb. Kürschner ∞ Heiko Reich,  
Elisabeth Reber ∞ Sebastian Kürschner**  
(nach Vorlagen von Lennon/McCartney)

### Imagine

Imagine there's no Hörsaal,  
and no Studenten, too.  
No Staatsexam'n to die for,  
and no Magister, too.

Imagine that Bologna  
würde mich leave in peace!  
Uuuh.

Imagine endlich lesen,  
wofür bisher no Zeit.  
Und mal ein Schläfchen machen,  
ob's regnet oder schneit.

Imagine 'nen Professor  
living life in peace!  
Uuuh.

Kann schon sein, dass ich träume,  
doch jetzt scheint es endlich wahr!  
Wenn's Büro ich räume,  
Ist die Ruhe greifbar nah.

### Vechta in the Sky with Diamonds

Picture yourself in der Tübinger Sonne  
mit Doktorhut auf  
und großem Tamtam.

Danach in Freiburg beim Habilitieren  
mit Kandelausflug  
und Münsterturmcharme.

Doch das ist alles die Noch-Nicht-Prof-Zeit,  
es gab noch 'ne Steigerung.  
Rauf in den Norden, zwar flach, doch 'ne Uni mit Schwung:

Vechta in the sky with diamonds  
Vechta in the sky with diamonds  
Vechta in the sky with diamonds  
Aaaaa, aaaaa.

## **Something**

Something in the way he talks  
macht manchen müden Studi munter,  
something in the way he moves alpha.

Doch Vorlesung, Seminar  
sind jetzt aus, ja, das ist wahr.

## **Help**

Help – ich brauch den Stoff!

Help – ich brauch den Lesestoff!

Help – ich will was nachschlagen!

Help!

Wenn ich mal Zeit hab, kann ich oft nicht widerstehn  
in jeden grad geöffneten Buchladen zu gehen.

Ich schreit hinein und weiß genau, wonach ich such,  
wenn man mich fragt, sag ich »Abteilung Wörterbuch«.

Buchhandel und Antiquariat

haben Duden-Altauflagen in der Tat,

wozu braucht man da 'nen Rechtschreibrat?

Ohne Duden wär's schad!

# Abschiedsvorlesung

Wilfried Kürschner

## **Sechzig Semester Vechta: Der Wörter sind genug gewechselt**

Liebe Kommilitoninnen und liebe Kommilitonen, liebe Gäste!

Ich möchte Ihnen herzlich danken, dass Sie sich an diesem heißen Nachmittag aufgemacht haben und in den Hörsaal B 1 gekommen sind. Den Abschied von Ihnen, liebe Studenten, möchte ich ganz bewusst an diesem Ort nehmen, an unserem gemeinsamen Arbeitsplatz, an dem wir oft miteinander und mit der Wissenschaft gerungen, häufig aber auch zusammen Freude gehabt haben beim Versuch, Wissen und Einsicht zu erlangen und zu vermitteln.

In der folgenden Stunde möchte ich am Anfang gern etwas persönlicher werden und Ihnen ein bisschen aus meinem – wie Sie feststellen werden: ziemlich unspektakulären – Leben berichten. Das wird gut zehn Minuten dauern. Im Anschluss daran möchte ich etwas ausführlicher darstellen, wie ich »zur Sprache kam«, also Erinnerungen und Stationen ansprechen, die von heute her betrachtet meinen Weg zum Sprachwissenschaftler bereitet haben. Dies wird an die zwanzig Minuten in Anspruch nehmen, und in der restlichen halben Stunde bin ich dann endlich beim Thema »60 Semester Vechta«. Nach diesen vielen, hoffentlich nicht allzu vielen Worten wollen wir uns dann draußen an einem kleinen Imbiss und kühlen Getränken stärken und dabei das tun, was wir am besten können: Wörter wechseln, Wörter drechseln, Wörter häckseln und Wörter sächseln.

### **Lichterfeld – Dortmund – Tübingen – Freiburg – Vechta**

Mein Leben lässt sich mit seinen entscheidenden Stationen in Gruppen von fünf und von zehn Jahren einteilen.

Ich bin 1945 geboren, gerade noch im Krieg, der vier Wochen nach meiner Geburt zu Ende ging,<sup>1</sup> und habe die ersten zehn Jahre in einem kleinen Ort in der Niederlausitz verbracht. Die Niederlausitz ist ein Landstrich gut hundert Kilometer südlich von Berlin; sie grenzt als südlichster Teil des Landes Brandenburg an Sachsen. Bis Dresden sind es von Lichterfeld<sup>2</sup>, so heißt mein Geburtsort, etwa 80 Kilometer. Dort, zwischen Berlin und Dresden, besuchte ich von 1951 bis 1955

---

<sup>1</sup> So erfüllte sich der Wunsch meiner Mutter, den sie in meinen Namen gelegt hatte: Sie verstand *Wilfried* wörtlich: »ich will Frieden«.

<sup>2</sup> Lichterfeld liegt in der Nähe der Kreisstadt Finsterwalde. Auf den doch auffälligen Gegensatz von *Lichterfeld* und *Finsterwalde* musste ich, ehrlich gestanden, erst vor einigen Jahren von außen aufmerksam gemacht werden.

die Grundschule, erhielt also meine schulische Grundausbildung in der DDR. Wir waren neun Kinder in der Klasse.

1955 beginnt der zweite, ebenfalls zehnjährige Abschnitt meines Lebens. Meine Mutter<sup>3</sup>, die damals als Postbotin tätig war, übersiedelte mit mir in den Westen, nach Dortmund, ins Ruhrgebiet. Mein Vater<sup>4</sup>, von Beruf Zimmermann, war 1948 in russischer Gefangenschaft in Sibirien im Alter von 40 Jahren gestorben, und ich erhielt seinen Bruder<sup>5</sup> zum Ersatzvater. Nach kurzem Besuch der Volksschule<sup>6</sup>, wo ich mich plötzlich in einer Klasse mit weit mehr als fünfzig Schülern wiederfand, bezog ich, gut vorgebildet durch die Lichterfelder Grundschule, das Helmholtz-Gymnasium im Dortmunder Norden und legte dort 1965 das Abitur ab.<sup>7</sup>

Da ich als einziger Sohn eines infolge von Kriegseinwirkungen verstorbenen Vaters keinen Wehrdienst abzuleisten hatte, konnte ich gleich mit dem Studium beginnen. Mich zog es, anders als die übrigen zwölf Mitabiturienten aus meiner Klasse, die alle bis auf einen<sup>8</sup> nach Münster zum Studieren gingen, nach Süddeutschland, nach Tübingen. Auf Tübingen war ich vom Cheflektor in einem Dortmunder Verlag, in dem ich nebenbei arbeitete, gebracht worden – ich komme nachher noch einmal darauf zurück.<sup>9</sup> Im Sommersemester 1965 begann ich das Studium der Anglistik und der Slawistik. Die Slawistik ersetzte ich nach einem Jahr durch das Fach Germanistik. Dieser Wechsel war, wie sich im Jahr darauf, 1967, herausstellte, mein Glück, sonst hätte ich wahrscheinlich nicht die Germanistikstudentin Christa Ledebrock kennengelernt, die 1967 von Göttingen nach Tübingen wechselte, um dort für ein oder zwei Gastsemester ihre beiden Fächer, besonders die Tübinger evangelische Theologie, die damals einen großen Ruf genoss, zu studieren und danach wieder nach Göttingen zurückzukehren. Zum Glück konnte ich sie von letzterem Vorhaben abhalten. Stattdessen heirateten wir im Dezember 1970, nachdem wir im Sommer die Prüfungen zum ersten Staatsexamen abgelegt hatten.

Die ersten fünf der insgesamt zehn Tübinger Jahre waren also dem Studium gewidmet, was nicht immer ganz konsequent durchzuhalten war, einerseits wegen

---

<sup>3</sup> Milda Kürschner, geb. Jaskulla, geboren 1910, gestorben 1994.

<sup>4</sup> Willi Kürschner.

<sup>5</sup> Max Kürschner, geboren 1902, gestorben 1979.

<sup>6</sup> Graf-Konrad-Schule in Dortmund-Lindenhorst.

<sup>7</sup> Ich besuchte den neusprachlichen Zweig mit Englisch als erster Fremdsprache (ab der Sexta, jetzt 5. Klasse genannt), Latein als zweiter (von der Quarta bis zur Obersekunda, 7.–11. Klasse) und Französisch als dritter Fremdsprache (ab der Obertertia, 9. Klasse).

<sup>8</sup> Thomas Büttner, der zunächst den Wehrdienst ableistete und danach ebenfalls in Tübingen studierte.

<sup>9</sup> Außerdem waren in der »edition suhrkamp« zwei Bändchen mit dem Titel »Tübinger Einleitung in die Philosophie« (1963, 1964) erschienen. Ihren Autor, Ernst Bloch, habe ich in den ersten Tübinger Semester noch gehört.

der schon erwähnten Kommilitonin, andererseits wegen der mit einiger Verzögerung auch in der südwestdeutschen Provinz eintreffenden Studentenrevolte. Es kam zu zahlreichen Demonstrationen, Sit-ins, Vorlesungsstreiks, die ein geordnetes Studieren besonders im Massenfach Germanistik nicht immer möglich machten. Ich selber mochte mich der linken, zunehmend auch in Tübingen extrem werdenden Bewegung nicht anschließen.<sup>10</sup> Mir erschien die Stoßrichtung allzu einseitig gegen den Westen, gegen Amerika gerichtet und viel zu »blauäugig« pro Sozialismus, zumal ich durch meine Verwandten, die alle in der DDR geblieben waren, über die Verhältnisse in einem sozialistischen Land einigermaßen Bescheid wusste. Ein weiterer Grund war der, dass ich von den Tübinger Anführern der studentischen Protestbewegung keine allzu hohe Meinung hatte. Ihre Versuche, sich selbst an die Stelle von Dozenten zu setzen und sogenannte autonome Lehrveranstaltungen – natürlich ohne Prüfungen für die Teilnehmer – zu organisieren, scheiterten recht bald auch mangels Interesse seitens der übrigen Studenten. Die Anführer, soweit ich sie erlebt habe, waren, wie nicht anders zu erwarten, fachlich einfach nicht qualifiziert genug.

Was die erste Hälfte der Tübinger Zeit angeht, sollte ich noch erwähnen, dass ich in ihrer Mitte ein Auslandssemester einlegte, das damals, wenn ich mich recht erinnere, für alle Anglistikstudenten verpflichtend war. Ich verbrachte es in Nordengland an der Universität Newcastle upon Tyne. Im Sommer 1970 legte ich dann, wie gesagt, die erste Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien ab. Diese Prüfung war seinerzeit der normale Abschluss in den geisteswissenschaftlichen Fächern. Der Magisterabschluss für die, die auf keinen Fall ins Lehramt wollten, wurde gerade erst erfunden. Aber auch das Lehramtsexamen war ein solches nur dem Namen nach, denn das Studium selber und auch das Examen waren völlig frei von schulbezogenen Inhalten. Die waren dem Referendariat vorbehalten. Es gab zwar pädagogische und ein oder zwei fachdidaktische Lehrangebote, doch machte man in aller Regel, da sie nicht obligatorisch waren, einen großen und hochnäsigen Bogen um sie herum.

Am Ende dieses Jahres haben dann, wie gesagt, die beiden frisch Examinierten geheiratet – ich war 25 und meine Frau 29 Jahre alt. Meine Frau betrat die Leh-

---

<sup>10</sup> In der Rückschau für mich entscheidend ist der August 1968, als Truppen des Warschauer Paktes, voran die sowjetische Armee, womöglich aber auch DDR-Soldaten in der Tschechoslowakei einmarschierten und das Prager Experiment eines demokratischen Sozialismus brutal beendeten. In Tübingen und anderswo gab es gegen diesen Überfall keine Demonstrationen, im Gegenteil wurde der sowjetischen Führung Verständnis entgegengebracht, dass sie es nicht zulassen könne, dass ein sozialistischer Staat, noch dazu einer, der im Westen an das NATO-Gebiet angrenzte, eigene Wege gehen wolle. Die Demonstrationen und Teach-ins gegen den Vietnamkrieg der Amerikaner und gegen die Notstandsgesetzgebung in der Bundesrepublik Deutschland gingen dagegen unvermindert weiter.

rerlaufbahn, während ich an der Universität blieb und die Promotion vorbereitete, die mir mein akademischer Lehrer Otmar Werner in der germanistischen Linguistik angeboten hatte. 1973 war die Promotion dann erledigt, und ich bekam eine wissenschaftliche Assistentenstelle mit der Maßgabe, mich binnen sechs Jahren zu habilitieren. Meine Frau legte 1974 ihr zweites Staatsexamen ab und wurde Gymnasiallehrerin. 1975, am Ende der Tübinger Zeit, bekamen wir unser erstes Kind, unsere Tochter Katrin. Sie praktiziert heute in Köln als Psychologische Psychotherapeutin, sie ist verheiratet mit Heiko Reich, einem Gymnasiallehrer, und sie haben zwei Kinder, Rafael und Timon. Alle vier sind heute in Vechta.

Es folgte nun nach den drei Zehnjahreszeiträumen Lichterfeld, Dortmund, Tübingen ein kürzerer von fünf Jahren, den wir in Freiburg im Breisgau verbrachten. Dorthin war Otmar Werner gewechselt, um sich ganz der vergleichenden germanischen Philologie und der Skandinavistik zu widmen – in Tübingen hatte er sich auf die Germanistik im engeren Sinn, also auf die deutsche Sprache, zu konzentrieren gehabt. Ich habe diese Ausweitung nicht mitgemacht, sondern überlasse sie meinem Sohn. Sebastian ist 1976 in Freiburg geboren worden. Während des Studiums entdeckte er seine Liebe zur Sprachwissenschaft – was mich zugleich überraschte und erfreute.<sup>11</sup> Er ist jetzt Juniorprofessor für Variationslinguistik und Sprachkontaktforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg. Seine Frau Elisabeth ist ebenfalls Linguistin mit dem Englischen als Bezugssprache und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Nächsten Monat bekommen sie ihr erstes Kind.<sup>12</sup> Auch sie sind beide, oder besser gesagt zu dritt, heute in Vechta.

Zurück nach Freiburg. Die fünf Jahre dort waren für meine Frau ausgefüllt mit der Festigung ihrer Schulkarriere, für mich mit der Vorbereitung der Habilitation, also gewissermaßen der Anfertigung einer zweiten Doktorarbeit, die seinerzeit für die Erlangung einer Professur für unerlässlich erachtet wurde. Daneben waren unsere beiden Kinder aufzuziehen.<sup>13</sup>

Im Frühjahr 1979 konnte ich meine Habilitationsschrift einreichen, und nach positiver Begutachtung und bestandenem Habilitationskolloquium, einer Art Prüfung nach einem wissenschaftlichen Vortrag, war das Habilitationsverfahren

---

<sup>11</sup> In Lehre und Forschung greift er, um es verkürzt zu sagen, auf meinen Doktor- und Habilitationsvater Otmar Werner zurück, hat also einen viel weiteren Blick als ich auf die germanischen Sprachen, von denen er das Niederländische und das Dänische beherrscht und im Schwedischen und Norwegischen gute Kenntnisse hat – zusätzlich zum Englischen, Französischen und Lateinischen.

<sup>12</sup> Felizia Marlene wurde am 6. August 2010 geboren.

<sup>13</sup> Über unsere jeweiligen Anteile daran haben meine Frau und ich unterschiedliche Erinnerungen. Ich meine immer, ich hätte mich schon damals ganz schön um die Kinder gekümmert – wie ein Mann das halt so kann –, während meine Frau meinen Anteil am Erziehungsgeschäft doch wesentlich geringer einstuft. Vielleicht kann ich mich ja jetzt bei den 2,8, demnächst 3,0 Enkelkindern revanchieren.



beendet. Schon im Sommer dieses Jahres hatte ich mich an die Universität Osnabrück auf eine Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik beworben.<sup>14</sup> Ich erinnere mich noch genau, wie mich per Post die Einladung zu einem Vorstellungsvortrag erreichte<sup>15</sup> und wir erstmals gründlicher in den Autoatlas sahen, um herauszufinden, wo denn dieser Vorort Osnabrücks genau läge. Dass Vechta an die 60 Kilometer von Osnabrück entfernt lag, klärte den Irrtum vom Vorort auf, und zum ersten Mal begann ich zu ahnen, dass die Absenderangabe »Universität Osnabrück, Abteilung Vechta« mehr zu besagen hatte, als ich zunächst angenommen hatte. Doch davon später mehr. Im Lauf des Jahres 1980 erhielt ich außerdem<sup>16</sup> das Angebot auf eine Professur für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität zu Köln.<sup>17</sup> Ich vereinbarte mit beiden Orten, dass ich den Ruf annähme, der mich als erster erreichen würde.

Vechta machte das Rennen, und ich trat zum 1. Oktober 1980 die Stelle an, zunächst als Lehrstuhlverwalter, dann ab dem 2. Januar 1981 nach den beamtenrechtlichen Klärungen als wohlbestallter Lebenszeitbeamter. Wir zogen von Freiburg nach Vechta um, meine Frau erhielt eine Stelle als Gymnasiallehrerin für die Fächer Deutsch und evangelische Religion am Gymnasium in der Nachbarstadt Lohne, wo sie als Oberstudienrätin bis Anfang 2007 unterrichtet hat. Die Kinder besuchten hier den Kindergarten und die Schulen und verließen uns zum Studium Mitte der 90er-Jahre. Seither also 30 Jahre oder 60 Semester Vechta, und wenn es gut geht, sollen gern noch ein paar Jahrfünfte dazu kommen, die dann aber nicht mehr nach Semestern gezählt werden.

So weit ein kurzer, vielleicht dennoch allzu wortreicher Abriss eines, wie angekündigt, unspektakulären, um nicht zu sagen: langweiligen Lebens. Es ist zum Glück, von einigen Aufwallungen abgesehen, in der Tat wenig Aufregendes passiert, und ich habe mich danach, ehrlich gesagt, auch nicht gesehnt. Im Gegenteil bin ich dankbar, dass ich sowohl die ersten 35 Vechta-freien Jahre als auch die

---

<sup>14</sup> Eine weitere Bewerbung an der Universität München um eine C3-Professur für Germanistische Linguistik führte im März 1980 zur Platzierung auf der Berufungsliste.

<sup>15</sup> Der Brief war unterschrieben vom Vorsitzenden der Berufungskommission, Edgar Papp. Edgar Papp war von 1976 bis 1995 Professor für mittelalterliche Sprache und Literatur in der Vechtaer Germanistik und wechselte, da sein Lehrgebiet für die verbleibenden Studiengänge Lehramt an Grund-, Haupt- und Realschulen nach dem Verlust der »höheren« Studiengänge (Lehramt an Gymnasien, Magister), nicht mehr benötigt wurde, an die Universität Göttingen. Leider kann er heute nicht dabei sein.

<sup>16</sup> Ohne jede Vorstellung und platziert auf einer Einerliste.

<sup>17</sup> Die Stelle war allerdings um eine Gehaltskategorie niedriger dotiert (C3) als die in Vechta (C4), von wo ich gehört hatte, dass die Berufungskommission mich auf den ersten Platz der Liste gesetzt hatte. Zudem bot Vechta den Vorteil, dass wir in die Nähe meiner Schwiegereltern kämen – in der Nähe von Köln wiederum wohnte inzwischen meine Mutter, die es nicht ungern gesehen hätte, wenn wir vom weit entfernten Freiburg her in ihre Nähe gezogen wären.

folgenden 30 Jahre in Vechta in ziemlicher Ruhe verleben durfte: kein Krieg, keine Not, keine privaten Katastrophen. Ich konnte mich meinen Interessen widmen und hatte das große Glück, dass ich mein Hauptinteresse zu meinem Beruf machen konnte und dafür auch noch bezahlt wurde.

### **Wie ich zur Sprache kam**

Dass die Sprache den wesentlichen Schwerpunkt meiner Interessen bilden würde, zeichnete sich schon in meiner Kindheit ab – oder aber ich deute mir mein Leben im Rückblick so, dass es gar nicht anders als in eine Sprachprofessur münden konnte.

Zu meinen frühesten Erinnerungen zählt – ein Sprachfehler. Ich sehe mich in der Badewanne sitzen,<sup>18</sup> vor mir meine Mutter, wie sie mir mit heftig bewegtem Mund vorspricht, dass ich statt *k* nicht *t* sagen solle, also nicht *Tuchen* statt *Kuchen* oder *Tamm* statt *Kamm*, und statt *g* nicht *d*, also nicht *Dabel* statt *Gabel*. Irgendwann einmal muss ich diese Fehlaussprache eingestellt haben – und ein paar Jahrzehnte später konnte ich mit Hilfe der Phonetik benennen, dass ich Probleme mit den velaren Explosiven gehabt hatte und diese durch ihre alveolaren Entsprechungen ersetzt hatte, und aus der Kindersprachenforschung konnte ich erfahren, dass dies nichts Besonderes ist.

Eine zweite Erinnerung: Die Bäckersfrau, in deren Haus wir wohnten, korrigierte mich in ihrem Laden, wenn ich von »unsrer Mutti« sprach: »Wilfried, das heißt nicht ›unsre Mutti‹, du bist doch alleene, du hast doch gar keene Geschwister, du musst ›*meine* Mutti‹ sagen.« So wurde mir klargemacht, dass ich nicht wie die anderen Kinder aus der Nachbarschaft zu mehreren aufwuchs, meine Mutter also nicht wie sie, wenn sie von ihrer Mutter sprach, als »unsre Mutti« bezeichnen durfte. Wiederum später hätte ich das als fehlerhafte Pronominalisierung mit Numerusinkonsistenz benennen können. Ansonsten habe ich aber unter dem Schicksal, ein Einzelkind zu sein, nicht besonders gelitten.<sup>19</sup>

Aus meiner Schulzeit ist mir ebenfalls Sprachliches in starker Erinnerung geblieben. Vielleicht haben Sie bei der Wiedergabe der Worte der Bäckersfrau bemerkt, dass sie *alleene* und *keene* statt *alleine* und *keine* sagte. In der Grundschule waren unsere Lehrer sehr darum bemüht, uns diese Unart – heute würde ich sie ostmitteldeutsche Monophthongierung mittelhochdeutscher steigender

---

<sup>18</sup> Es muss also ein Sonnabend sein, denn gebadet wurde bei uns zuhause (wie kurz nach dem Krieg wohl überall) nur einmal die Woche; dazu wurde auf dem Kohlenherd Warmwasser zubereitet, in eine Wanne gegossen, die dann der Reihe nach von den Familienmitgliedern bestiegen wurde, wobei immer wieder einmal warmes Wasser nachgekippt wurde.

<sup>19</sup> Durch meine Frau, die zwei Geschwister hat, habe ich mir später dann einen Bruder und eine Schwester angeheiratet. Interessanterweise sind deren Eheleute ebenfalls Einzelkinder.

Diphthonge nennen – abzugewöhnen. Es galt als unfein, »Oogen, Fleesch und Beene« zu sagen – aus mittelhochdeutsch *ougen, fleisch, bein* – und sich sprachlich damit den Berlinern anzunähern. Ebenso anstößig war es, statt *Topf Topp* und *Kopp* statt *Kopf* zu sagen, also insoweit die zweite Lautverschiebung zu unterlassen.<sup>20</sup> Herausgeprügelt wurde uns diese Aussprache allerdings nicht, wie ich mich im Übrigen zum Glück nicht daran erinnern kann, dass in meinen Schulen geschlagen wurde.

Strafarbeiten wurden dagegen schon aufgegeben. Ich musste einmal eine mit dem Titel »Warum ich zu Sowjetsoldaten nicht Russen sagen darf« schreiben. Das muss in der zweiten oder dritten Klasse gewesen sein, als ich dem Lehrer auf seine Frage, was man denn am Vortag so erlebt habe, zur Auskunft gab: »Ich habe auf dem Feld Russen gesehen.« Damals, in den frühen 50er-Jahren, rückten russische Soldaten der Besatzungsarmee gelegentlich zu Manövern aus – normalerweise blieben sie in ihren Kasernen, isoliert von der deutschen Bevölkerung. Diese Soldaten wurden nun von jedermann »Russen« genannt, gewiss manchmal mit abschätzigem Unterton, einer negativen Konnotation, wie man auf Linguistisch sagt, ob damit aber eine Verächtlichmachung verbunden war, vermag ich nicht zu sagen. Unsere Lehrer hatten aber offenbar der DDR-Obrigkeit ihre Linientreue zu beweisen und ahndeten also meinen unschuldigen Sprachgebrauch mit einer Strafarbeit, in der ich dann getreulich erklärte, dass die Sowjetsoldaten uns schließlich vom Joch des Hitlerfaschismus befreit und deshalb Anspruch auf eine respektvolle Bezeichnung hätten.

Ich muss Ihnen eine vierte und letzte Episode aus meiner DDR-Zeit erzählen, die eine meiner Hauptbesessenheiten zu erklären in der Lage sein könnte. Ich muss in der Schule ein ziemlicher Streber gewesen sein, jedenfalls schrieben wir in der vierten Klasse 15 Diktate. In den ersten 13 hatte ich null Fehler, erhielt also jeweils eine Eins. Und dann passierte das Unglück: In der 14. Arbeit machte ich einen Fehler: Ich schrieb das Wort *Erholung* mit einem *h* hinter dem *o* und die Eins wandelte sich zu einer Zwei. Zwar war das 15. Diktat wieder fehlerfrei, aber die Scham saß tief. Wahrscheinlich habe ich noch in einem Wörterbuch nachgeschlagen, um den Lehrer doch noch zu widerlegen, aber es half nichts. Dieses Wörterbuch war, wie Sie sich sicher schon denken können, nichts anderes als mein erster Rechtschreibduden, und zwar in Form der kleinen Ausgabe, die 1951 in der

---

<sup>20</sup> Die Ausprägung des Mitteldeutschen, wie sie in meiner Heimat gesprochen wird, heißt in der Dialektologie »Nordobersächsisch-Südmärkisch«. Es handelt sich dabei um »Übergangsdialekte im Grenzbereich des Ostmitteldeutschen zum Niederdeutschen im nördlichen Sachsen und südlichen Brandenburg unter Einschluss der zweisprachigen sorbischen Sprachinsel« (Metzler-Lexikon Sprache, <sup>3</sup>2005).

DDR erschienen war und die mir mein Cousin<sup>21</sup> geschenkt hatte. Hier ist es. Ich war von diesem Buch fasziniert: Es war nicht zu lesen wie die anderen Bücher, die ich geschenkt bekommen hatte, fast alles Märchenbücher.<sup>22</sup> Hier standen einfach Wörter untereinander, manche mit komischen Zusätzen versehen. Einige enthielten den Buchstaben s in einer Form, die aussah wie ein f ohne Strich: »f«. Und dann stand da mein Name drin, sowohl der Vorname wie der Nachname – einfach toll. Ich habe die Studenten und andere so viel mit dem Duden behelligt, wenn nicht sogar gequält, dass es angebracht ist, an dieser Stelle eine kurze Musikeinspielung einzublenden.<sup>23</sup> Zugleich können wir damit ein kleines Jubiläum

---

<sup>21</sup> Peter Jaskulla, geb. 1941. Er hatte mir den 6. Nachdruck 1101. bis 1250. Tausend, »abgeschlossen am 31.12.1953« gekauft, sodass ich den »kleinen Duden« wohl Anfang 1954 erhalten habe.

<sup>22</sup> Es waren alles schön illustrierte Bände der »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm, die ich von meiner Mutter zu Weihnachten bekam. Da ich wusste, wo sie sie vor der Bescherung aufbewahrte, hatte ich sie bis Weihnachten schon meistens durchgelesen. Später wurden mir die Grimms, besonders Jacob Grimm, als Sprachwissenschaftler wichtig. Ich habe es mir zur Ehre angerechnet, dass ich innerhalb der Forschungsausgabe der Werke der Brüder Grimm einen Nachdruck der »Grimm-Bände« des »Deutschen Wörterbuchs« betreuen und einen langen Essay beisteuern durfte (2003).

<sup>23</sup> **Duden** (Bielfeldt/Tufts)

Ich bin du bist

Er sie es ist

I try to learn

But oh I'm just a little concerned

Es ist kein Spaß

Jeder jeden jedem der die und das

Don't ask me why

The only Satz I know is Konrad Duden must die

Konrad Duden must die

Konrad Duden must die

Konrad Duden has no right to live

'Cause he's the devil with the Genitiv

Schreib groß or klein

Doppel s ß or just s allein

Ich bin confused

Konrad ist gemein and I am feeling abused

Konrad Duden must die

Konrad Duden must die

Konrad Duden has no right to live

'Cause he's the devil with the Genitiv

For years now you've been laughing at me

With my einem einen der das und die

But since the Rechtschreibreform that happened in Mai

Jeder Deutsche weiß daß Konrad must die

Du du Duden du du

Du du Duden du du

Du du Duden du du du du du

Du du du Duden Duden du du du

Konrad Duden must die

Konrad Duden must die

feiern: Vor gut einer Woche vor 130 Jahren ist das »Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache« von Konrad Duden zum ersten Mal erschienen.<sup>24</sup>

Das war die Sängerin Gayle Tufts, die den Text zur Musik von Rainer Bielfeldt selber geschrieben hat und ein beachtliches Dudenverständnis erkennen lässt.

Spätestens damals muss ich wohl beschlossen haben, Professor für Orthografie zu werden, um zu durchschauen, wie mir so etwas passieren konnte. Zwar konnte ich noch nicht benennen, dass es am Stammprinzip der deutschen Orthografie liegt, dass *Erholung* nicht mit zwei *h* geschrieben wird – *Erholung* kommt ja nicht vom Adjektiv *hohl* –, andererseits ist aber auch nicht klar, was *Erholung* mit dem Verb *holen* zu tun hat. Dergleichen Mysterien interessieren mich bis heute.

Die Aufmerksamkeit auf Sprachliches scheint mir von der Natur oder dem lieben Gott mitgegeben worden zu sein. Nach der Übersiedelung nach Dortmund mit zehn Jahren stellte ich mich erst einmal von Ostmitteldeutsch auf Ruhrpottdeutsch um. Ich sagte also nicht mehr *Kirche*, sondern *Kiache*, sprach nicht mehr vom *Flukzeug*, sondern vom *Fluchzeug*, praktizierte also alle Sprachsünden von der R-Verdumpfung bis zur G-Spirantisierung, vor denen ich Sie, meine Studenten, penetrant warne. Warum tat ich das? Ich wollte nicht auffallen unter meinen Doatmuunder Altersgenossen, wollte mich in die neue Umgebung einpassen,

---

Konrad Duden has no right to live  
'Cause he's the devil with the Geni-  
Der Schlimmste das ich kenne  
The devil with the Genitiv

Aus: Gayle Tufts/Rainer Bielfeldt: *The Big Show* (Aufnahme Juli 1998)

<sup>24</sup> Dieser erste »Rechtschreibduden«, wie das Werk später genannt wurde, hatte einen Vorläufer, den sogenannten »Schleizer Duden« mit dem Titel »Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben«, den Konrad Duden 1872, damals Gymnasialdirektor in Schleiz (Thüringen), »für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete« verfasst hatte. Dudens Gymnasium, das »Rutheneum«, und das in seiner Nachfolge entstandene Konrad-Duden-Gymnasium haben meine Frau und ich in den frühen 90er-Jahren bei einem Besuch in Schleiz in Augenschein genommen und dabei auch ein hochinteressantes Gespräch mit dem damaligen Schulleiter, Dr. Dietrich Raboldt, führen können.

Durch intensive Nutzung von Antiquariaten und Suche auf Flohmärkten ist es mir im Laufe der Zeit gelungen, mindestens je ein Exemplar aller bisher erschienenen Auflagen des Rechtschreibdudens (auch des sogenannten Buchdruckerdudens) zu erlangen – bis auf die erste Fassung der 1996 erschienenen 21. Auflage, des sogenannten Reformdudens, die wegen Voreiligkeit eingestampft werden musste; bei einem Besuch im Verlagshaus des Dudens, dem Bibliographischen Institut in Mannheim, gestattete mir Werner Scholze-Stubenrecht, der leitende Bearbeiter des Rechtschreibdudens, eines der der Vernichtung entgangenen Archivexemplare in die Hand zu nehmen und einen Blick auf die inkriminierten Schreibungen wie *Packet*, *Restorant*, *Bibliotek*, *Ortografie*, *Frefel* und *heiliger Vater* zu werfen. Einen Satz aller erschienenen Auflagen des Rechtschreibdudens habe ich der Universitätsbibliothek Vechta zur Aufbewahrung übergeben.

wollte nicht als das Flüchtlingskind von drüben, aus der Zone erkennbar sein, wollte nicht »Lukaschek« genannt werden.<sup>25</sup> Mir wurde also am eigenen Leibe die integrierende, aber auch ausgrenzende Kraft der Sprache, wie sie sich schon im Lautlichen zeigen kann, bewusst. Erst ein Besuch vielleicht vier oder fünf Jahre später in der alten Heimat, wo ich wieder in die alte, vertraute Redeweise zurückfallen durfte, gab mir genügend Selbstbewusstsein, mich von den Dortmunder Übertreibungen zu lösen und auch die ostmitteldeutschen Eigenheiten wie die *Oogen* und die *Beene*, den *Kopp* und den *Topp* zu lassen. Seither spreche ich das Deutsche so aus, wie ich es noch heute tue: unauffällig, dialektfrei – und wieder auch ein bisschen langweilig.

Auf dem Gymnasium, das ich 1956 bezog, lernte ich als erste Fremdsprache Englisch. Erst kürzlich habe ich erfahren, dass erst in diesem Jahr 1956 in Nordrhein-Westfalen Latein als erste Pflichtfremdsprache abgeschafft worden war. Es setzte dann aber in der Quarta – so hieß damals die dritte Gymnasialklasse, heute wäre es die siebte Klasse – in der Quarta setzte also der Lateinunterricht ein. Am Anfang ging noch alles einigermaßen gut, aber dann im zweiten Jahr Latein schrieb ich in einer Klassenarbeit eine glatte Sechs. Holland in Not. Da kam mir, wie so oft auch später im Leben, ein Lehrer zur Hilfe, diesmal mein Lateinlehrer Josef Schaefer. Er nahm mich in der Pause beiseite und statt mich abzukanzeln, fragte er mich, ob ich nicht einem Schüler aus seiner Sextanerklasse Nachhilfe in Latein geben könne. Völlig verblüfft sagte ich zu, setzte mich mit erwähntem Sextaner<sup>26</sup> zusammen und erklärte ihm die Anfänge des Lateinischen, die ich dabei wohl zum ersten Mal selber so einigermaßen richtig verstand. Es bewahrheitete sich wie von Zauberhand der lateinische Spruch »Docendo discimus – durch Lehren lernen wir«, und ich gewann eine ziemliche Gewandtheit im Lateinischen, die mich damals dazu befähigte, Übersetzungen in Klassenarbeiten, für die eine Stunde vorgesehen war, binnen zehn Minuten zu erledigen. Wer fertig war, durfte nämlich das Klassenzimmer verlassen, und da ich mit 17 angefangen hatte zu rauchen,<sup>27</sup> nutzte ich die so gewonnene Zeit, um mir ein, zwei Zigaretten »reinzuziehen« – am liebsten war mir damals die Sorte Roth-Händle, natürlich ohne Filter, die es wohl heute noch gibt: sechs Stück kosteten 50 Pfennige.<sup>28</sup>

---

<sup>25</sup> So lautete das mehr oder weniger böse gemeinte Schimpfwort für Flüchtlinge und Vertriebene, jedenfalls in meiner Dortmunder Umgebung. Es ging auf den Namen des Bundesministers für Angelegenheiten der Vertriebenen, Hans Lukaschek, zurück, der dieses Amt in der ersten Regierung Adenauer von 1949 bis 1953 ausübte.

<sup>26</sup> Er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Michael Baier.

<sup>27</sup> Wenn ich mich recht erinnere, um einem Mädchen zu imponieren, was aber weiter keine Folgen hatte.

<sup>28</sup> Geraucht habe ich, bis mich meine Kinder davon abbrachten, als ich 42 wurde: »Du stinkst«, »Wir wollen keinen Kuss von dir«. Meine letzte Sorte waren Gitanes ohne Filter.

Neben Josef Schaefer, dem ich meine Liebe zum Lateinischen und die Gelegenheit, mitten in der Schulzeit eine zu rauchen, verdanke und Sie »Eurolatein I und II«, hat mich ein weiterer Lehrer wahrscheinlich noch nachhaltiger geprägt: Hans Weber, der heute eigentlich hier sein wollte, aber wegen eines Klinikaufenthaltes absagen musste. Hans Weber war mein Deutschlehrer, und zwar von der Sexta an bis zur Oberprima, also alle neun Gymnasialjahre hindurch. Durch ihn hat sich mein sprachliches Sensorium entscheidend geprägt. Für ein paar Jahre hatte ich auch Englischunterricht bei ihm – gegen Ende der Schulzeit und in den ersten Semesterferien beteiligte er mich sogar an den Lektoratsarbeiten für ein neues Lehrwerk, »English for Today«, das er zusammen mit meinem Russischlehrer<sup>29</sup> konzipierte, und ich wurde nachmittags Hilfslektor im Verlag Lambert Lensing in Dortmund. Mein Chef war ein gewisser Dr. Werner Jäger, Schwabe, promovierter Germanist aus Tübingen. Der nun war es, der mir den Tübingen-Floh ins Ohr setzte und mich schließlich zur Germanistik bekehrte. Ich hatte wieder einmal sprachliches Glück: Meine Hauptaufgabe als Hilfslektor war es, die Vokabelkartei<sup>30</sup> für das entstehende Schulbuch zu führen, also zu notieren, an welcher Stelle ein neues Wort in den Lehrgang eingeführt wurde, zu überprüfen, ob die Definition und die übrigen Angaben zu diesem Wort in Ordnung waren und schließlich die die Hauptbände begleitenden Vokabelhefte, die »Vocabulary Aids« – ja, »Aids« hatte seinerzeit nur eine ganz unschuldige Bedeutung – Korrektur zu lesen. Die Studenten werden merken, dass hier die Urgründe für das beliebte Probeliteraturverzeichnis im Einführungsseminar und die Gestaltungsvorschriften für Studienarbeiten im »Taschenbuch Linguistik« liegen. Ich hatte wohl schon immer einen scharfen Blick für die Fehler anderer Leute.

Diese Arbeiten an »English for Today« bilden das Scharnier zwischen Gymnasialabschluss und Studienaufnahme. In meinen beiden Fächern Anglistik und Germanistik überwog von Anfang an das Interesse an sprachwissenschaftlichen Gegenständen, wohl auch dadurch bedingt, dass anfangs die Sprachgeschichte im Vordergrund stand. So musste ich in der Anglistik Seminare in Altenglisch<sup>31</sup> und Mittelenglisch<sup>32</sup> absolvieren und in der Germanistik Gotisch, Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch<sup>33</sup> lernen (»dû bist mîn«, »tandaradei«).<sup>34</sup> In der Anglistik war

---

<sup>29</sup> Friedhelm Denninghaus.

<sup>30</sup> Einen Packen der damals verwendeten Karteikarten, den er über all die Jahre aufbewahrt hatte, überreichte Hans Weber mir beim Besuch, den ich ihm und seiner Frau zusammen mit Klassenkameraden am 1. Mai 2010 in Bonn im »Augustinum« abstattete.

<sup>31</sup> Bei Herbert Ernst Brekle, später Professor in Regensburg.

<sup>32</sup> Bei Leonhard Lipka, später Professor in München.

<sup>33</sup> Alle drei bei Franz Hundsnurscher, später Professor in Münster.

<sup>34</sup> Über die frühen Stufen der Sprachen in meinen beiden Fächern hinaus lernte ich (Alt-)Griechisch bei Winfried Elliger in der Evangelisch-Theologischen Fakultät und legte am Uhland-Gymnasium Tübingen bei Hermann Steinthal das Graecum ab. Ohne Hebraicum als Abschluss

schon das eingetroffen, was man seinerzeit die »moderne Linguistik« nannte. Ich lernte sie vor allem bei Hans Marchand<sup>35</sup> und seinen Assistenten<sup>36</sup> kennen. Die Tübinger Germanistik hinkte noch etwas hinterher und zollte dem Gegenwartsdeutsch so gut wie keine Aufmerksamkeit. Das änderte sich erst, als zum Sommersemester 1968 Otmar Werner<sup>37</sup> von Erlangen her berufen wurde und in Tübingen die germanistische Linguistik initiierte. Ich hatte wiederum Glück: Frisch aus Newcastle zurückgekehrt, stellte mich Werner als eine seiner Hilfskräfte ein, die beim Aufbau der Seminarbibliothek zur neuen Ausrichtung der Sprachwissenschaft helfen sollten. Bald auch konnte ich Tutorien zu seinen Vorlesungen leiten und lernte auf diese Weise Unmengen, wie jeder bestätigen kann, der selber schon einmal als Tutor tätig war. Werner übertrug mir schließlich die Aufgabe, seine erste große Vorlesung unter dem Titel »Strukturelle Grammatik des Deutschen« in lesbare Form zu bringen – er trug frei vor und benutzte nur Notizzettel –, sie dann auch noch abzutippen und für die Vervielfältigung als Vorlesungsskript zu sorgen. Dieses erschien dann 1969, und im Rückblick würde ich hier die Grundsteinlegung für das »Grammatische Kompendium« sehen.

Der dritte bedeutende Kontakt in Tübingen, den ich aber erst später in seiner ganz Bedeutsamkeit einigermaßen einzuschätzen lernte, waren die Sprachwissenschaftler aus der Romanistik, allen voran Eugenio Coseriu<sup>38</sup>. Um diese drei großen Gelehrten Marchand, Werner und Coseriu herum gab es zahlreiche jüngere Linguisten im akademischen Mittelbau, mit denen heftig diskutiert wurde und die mich zur Mitwirkung am »Funkkolleg Sprache« vorschlugen – ich weiß nicht, ob *ich* einem 25-jährigen wissenschaftlichen Grünschnabel gleich nach dem Examen und noch völlig unpromoviert eine solche Aufgabe zugetraut hätte. Einige von diesen (damals) jungen Linguisten sind zu meiner Freude heute nach Vechta gekommen: Kennosuke Ezawa, Manfred Ringmacher und Heinrich Weber.

Im Funkkolleg-Beitrag<sup>39</sup> ging es um Wörter, genauer gesagt, um zusammen-

---

beschäftigte ich mich mit dem Hebräischen, und in den letzten Studiensemestern lernte ich, auch um die dauernden »Streiks« in der Germanistik zu umgehen, Sanskrit bei Albrecht Wezler und hatte das Glück, bei Paul Thieme an einem Seminar über die Grammatik des Pāṇini teilnehmen zu dürfen.

<sup>35</sup> Geboren 1907, gestorben 1978. Sein Buch »The Categories and Types of Present-Day English Word-Formation« (1960, <sup>2</sup>1969) sowie Brekles Buch »Generative Satzsemantik und transformationelle Syntax im System der englischen Nominalkomposition« (1970) waren bestimmend für die Wahl des Themas meiner Dissertation, »Zur syntaktischen Beschreibung deutscher Nominalkomposita« (1974).

<sup>36</sup> Herbert Ernst Brekle, Dieter Kastovsky und Leonhard Lipka.

<sup>37</sup> Geboren 1932, gestorben 1997.

<sup>38</sup> Geboren 1921, gestorben 2002.

<sup>39</sup> An den sich eine heftige, öffentlich ausgetragene Kontroverse mit einer der damals bedeutendsten sprachwissenschaftlichen Figuren, Leo Weisgerber, anschloss: »Retour-Quadriga. Eine Replik zu Weisgerbers Darstellung des Funkkollegs, unter besonderer Berücksichtigung



gesetzte Wörter vom Typ *Waschmaschine, Holzkiste, Glatteiswarndienst*. Dies war dann auch Gegenstand der Dissertation (1973), und auch in der Habilitationsschrift (1979) standen Wörter im Mittelpunkt, diesmal Verneinungswörter wie *nicht, nie, keineswegs*. Die beiden Arbeiten genügten offenbar, mich auf den Vechtaer Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik zu setzen. Wir sind jetzt also endlich im Jahr 1980 angelangt, und die sechzig Semester<sup>40</sup> Vechta können beginnen.<sup>41</sup>

## Sechzig Semester Vechta

Ich möchte gleich an dieser Stelle meinen Dank für diese Semester einflechten, damit er nachher nicht im Hopplahopp untergeht. Das Erste und Wichtigste: Ohne die feste Grundlage einer intakten Familie wäre gar nichts möglich gewesen. Was die Universität angeht: Profitiert habe ich in unglaublichem Maße von ihrer Infrastruktur, von der Verwaltung allgemein wie vom Hausdienst, vom Postdienst und vom Fahrdienst. Wir verfügen über eine vorzügliche Bibliothek und eine funktionierende Informationstechnik – was braucht man als Geisteswissenschaftler mehr als Bücher und Internetanbindung? Eigentlich nichts weiter als eine mehrfach prämierte Mensa. Von besonderem Wert aber war das Sekretariat, das mich in der Verwaltung des Lehrstuhls, bei der Durchführung von Lehre und Prüfungen und beim Schreiben wissenschaftlicher und anderer Texte hervorragend un-

---

der Einheiten über Generative Wortbildung« (1972). Dies war meine erste gedruckte Veröffentlichung. Ich wundere mich noch heute gelegentlich über die Keckheit, mit der ich ins akademische Leben trat.

<sup>40</sup> Genau genommen, sind es 72,375 Semester, denn im Lauf der Jahre habe ich 99 Semesterwochenstunden mehr unterrichtet als vom Lehrdeputat, das immer 8 Semesterwochenstunden betrug, her verlangt war.

<sup>41</sup> Gleich am Anfang meiner Zeit hier hatte ich wieder ein sprachliches Erlebnis. Wie man weiß, bin ich ein Freund von Namenslisten, und um nun herauszufinden, wie die Studentinnen anzureden waren – in Freiburg war noch fein säuberlich zwischen *Fräulein* und *Frau* unterschieden worden –, fing ich an nachzufragen: »Fräulein oder Frau?« Gleich die zweite so Befragte weigerte sich, mir Auskunft zu geben und klärte mich auf, dass man in Vechta nur Frauen kenne. Daran habe ich mich schnell gewöhnt, aber in anderen diesbezüglichen Hinsichten halte ich bis heute dagegen. Ich spreche nicht von »Studentinnen und Studenten«, wenn ich unspezifisch Bezug nehmen möchte auf Studierende beiderlei Geschlechts – dann sage ich zum Beispiel: »Studenten sind ... sagen wir: wissbegierig.« Wenn ich hingegen spezifischen Bezug nehme etwa auf die heute hier sitzenden Damen und Herren, dann sage ich schon »liebe Studentinnen und Studenten«. Nicht recht sympathisch ist mir das Wort *Studierende*, das im Plural »geschlechtsneutral« ist (in Wahrheit ist es wie alle Substantive im Plural genusneutral). Mir hat ein Journalist der hiesigen Zeitung einmal erklärt, warum diese Prägung unzutreffend sei. Grammatisch gesehen, handelt es sich bei *Studierende* um ein Partizip Präsens Aktiv. Nun bedeutet »Partizip« aber »teilnehmend« – nehmen Studenten wirklich immer aufmerksam teil? Und »Präsens« hat mit *präsent*, »anwesend«, zu tun – sind sie immer anwesend? Und ob sie immer »aktiv« sind, sei doch auch sehr die Frage. Übersehen hat der Journalist aber, dass *Student* ebenfalls ein Partizip Präsens Aktiv ist, in der deutschen Form zwar nicht sogleich als solches zu erkennen, wohl aber in der lateinischen Ausgangsform, wie man weiß, wenn man in »Eurolatein II« schön aufgepasst hat.

terstützt hat. Doris Blömer, Edith Lammers und Barbara Täuber, die seit vielen Jahren hier tätig sind, sind hier zu nennen, an erster Stelle aber Marlies Völker, die schon da war, als ich kam, und mit der ich all die Jahre aufs engste zusammengearbeitet habe. Frau Völker hat alle in Vechta entstandenen Bücher und Sammelbände am Computer erfasst und druckfertig gemacht, alle anderen wissenschaftlichen Texte und die der Selbstverwaltung betreut und mich vor mancher Dusse- und Schusseligkeit bewahrt. Einiges davon konnte sie wegen meiner Starrköpfigkeit leider nicht verhindern und musste mich ins Verderben laufen lassen – zum Glück ist dies aber nicht allzu oft passiert. Sie wechselt übrigens ihren Arbeitsplatz und arbeitet ab Oktober im Prüfungsamt der Universität.

Nun zu den Lehrinhalten, die ich mir im Lauf der Zeit in Vechta erarbeitet und den Studenten als Lerninhalte zu vermitteln versucht habe. Bundesweit einmalig, wie man so sagt, war das Pflichtseminar »Eurolatein«, bei Wikipedia auch »Vechtaer Mini-Latinum« genannt. Ausformuliert heißt es: »Elementarlatein für Germanisten«. Seit 2004 musste es von allen Germanistikstudenten, die hier »auf« Lehramt an Grund-, Haupt- und Realschulen studieren, zwei Semester lang belegt werden. Der Titel ist wörtlich zu nehmen: Nur die elementarsten Züge des Lateinischen werden behandelt, hier vor allem die Wortartenlehre, und davon wieder nur die Teile, die für Germanistikstudenten, das heißt künftige Deutschlehrer, wichtig sind. Auch Studenten, die Latein schon in der Schule hatten – das ist etwa ein Drittel –, mussten an der Veranstaltung teilnehmen, weil sie erstens, wie die meisten von ihnen sagten, Latein zwar gehabt, aber inzwischen längst wieder vergessen hätten, und weil zweitens die Ausrichtung des schulischen Lateinunterrichts ganz anders ist als die von »Elementar-« oder »Eurolatein«. Uns ging es hier nicht darum, am Ende Cäsar oder Ovid zu lesen, sondern darum, vor dem Hintergrund des Lateinischen das Deutsche, die Muttersprache, besser zu durchschauen, um sie mit den Kindern später im Deutschunterricht verständlich zu behandeln. Dazu gehört auch die Kenntnis der grammatischen Terminologie, die aus dem Lateinischen stammt. Ich habe bei der Gelegenheit auch gern die Kunstfigur des kleinen Aserbeidschaners ins Spiel gebracht, der, als Migrationskind zunächst des Deutschen unkundig, einen Anspruch darauf hat, von seinem Deutschlehrer in die Regularitäten und Irregularitäten dieser seltsamen Sprache eingewiesen zu werden. – Dass es möglich wurde, eine Lehrveranstaltung »Elementarlatein« verpflichtend in die Prüfungs- und Studienordnung zu setzen, ist für mich schon fast der einzige Pluspunkt, der sich bei der Umstellung des Studiensystems auf die neue Bachelor-Master-Struktur ergab. Vorher wäre das nicht möglich gewesen.<sup>42</sup>

---

<sup>42</sup> Anlässlich meines Ausscheidens aus der Lehre wird die Vorlesung »Eurolatein« durch das obligatorisch zu besuchende Seminar »Grammatische Grundbegriffe: Orthografie« ersetzt.

Ich springe noch einmal in meine Vechtaer Anfänge zurück. Bis 1995 gehörten wir unter der Bezeichnung »Abteilung Vechta« oder später »Standort Vechta« zur Universität Osnabrück und waren ein ungeliebtes Anhängsel des Hauptstandortes Osnabrück. Dies merkte ich recht bald in diversen Gremien, in die ich mich anfangs auf Drängen von Vechtaer Kollegen, später aus eigenem Antrieb hatte hinein wählen lassen. Wir waren der kleinere Partner, oft gut genug, um bei Sparaktionen als Stellenlieferant zu dienen. Alles Neue, Attraktive floss nach Osnabrück, und da war es schon fast ein Wunder, dass es gelang, ein weiteres Fach im Studiengang Lehramt an Gymnasien in Vechta neu einzurichten – ja, es war das Fach Latein, das hier von 1989 bis 1995 gelehrt wurde und dann beim Übergang in die selbstständige Hochschule Vechta geopfert werden musste und nach Osnabrück übersiedelte.

Die Wegnahme der gymnasialen Studiengänge 1995 und recht bald auch des Magisterstudienganges Anglistik/Germanistik, den ich mit entwickelt hatte, stellte für mich ein einschneidendes Ereignis dar. Als ich 1980 hierher kam, war es gerade reizvoll, von der Grundschule bis zum Gymnasium alle drei bzw. vier Schulformen zu bedienen, obwohl ich mich, ehrlich gesagt, erst daran gewöhnen musste, auch für die Grund- und Hauptschule und die Realschule zuständig zu sein, hatte ich es doch in Freiburg und Tübingen nur mit Gymnasialstudenten zu tun gehabt. Nach einigen Anpassungsschwierigkeiten, etwa was die Betreuungsintensität im Fachpraktikum anging, war ich aber bereit, mich für die künftigen Grund-, Haupt- und Realschullehrer gleichermaßen zu engagieren wie für die damals doch recht wenigen Gymnasial- und Magisterstudenten. Aus der letzteren Gruppe stammen allerdings alle vier<sup>43</sup> Doktoren, die bei mir promoviert<sup>44</sup> haben und von denen drei zu meiner großen Freude heute hier anwesend sind: Eveline Einhauser<sup>45</sup>, Cäcilia Klaus<sup>46</sup>, Marcus Nicolini<sup>47</sup> – die vierte, Britta Stanze<sup>48</sup>, ist heute leider verhindert. Ihr Dissertationsthema führt wieder zu einem meiner Haupttätigkeitsfelder zurück: Sie hat sich mit Rechtschreibregelbüchern befasst, und die Rechtschreibung sowie die Schulgrammatik waren die Gebiete, auf denen ich meinte, den Grund-, Haupt- und Realschullehrern für ihre spätere Berufsaus-

---

<sup>43</sup> Eine fünfte Dissertation wurde unter meiner Leitung anfertigt, aber 1986 an der Universität Oldenburg zur Promotion eingereicht.

<sup>44</sup> Eine Habilitationsschrift, die in Arbeit war, konnte krankheitsbedingt leider nicht zu Ende gebracht werden.

<sup>45</sup> Promoviert 1989: »Die Junggrammatiker. Ein Problem für die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung« (1989).

<sup>46</sup> Promoviert 1998: »Grammatik der Präpositionen – Studien zur Grammatikographie. Mit einer thematischen Bibliographie« (1999).

<sup>47</sup> Promoviert 2003: »Deutsch in Texas« (2004).

<sup>48</sup> Promoviert 1994: »Die Orthographischen Regelbücher des Deutschen«, »Systematische Bibliographie der deutschen Rechtschreibbücher« (1994).

übung am meisten bieten zu können. Mit einem Thema aus der Schulgrammatik, nämlich mit ihrer Verarbeitung in Sprachbüchern für die Schule, befasst sich übrigens Julia Banke, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl, in ihrer im Entstehen begriffenen Dissertation, die möglichst nächstes Jahr abgeschlossen sein soll. Die zweite Lehrstuhlmitarbeiterin, Olga Gowin, hat in Moskau promoviert.<sup>49</sup>

Ab Mitte der 90er-Jahre lenkte die Rechtschreibreform die Aufmerksamkeit auf sich mit ihrem quälend langen Klärungsprozess von mehr als zehn Jahren und ihren diversen Zwischenstufen. Das sah ich als Herausforderung an, nicht nur innerhalb der Universität aufklärerisch tätig zu sein, sondern die Orthografie als Ganze und in ihren reformerischen Aspekten im Sinne einer öffentlichen Wissenschaft nach außen möglichst allgemeinverständlich darzustellen in Vorträgen, Kursen, schriftlichem Material wie in der Beilage<sup>50</sup> zur örtlichen Zeitung, die ich zusammen mit dem »OV«-Redakteur Marco Sagurna, einem unserer früheren Studenten, erstellte. Herr Sagurna ist heute ebenfalls unter uns.

Die Arbeitsbedingungen, die ich vorfand, als ich 1980 hier in Vechta zu arbeiten anfang, unterschieden sich also in mehrfacher Hinsicht von denen, unter denen Sie als Studenten in den letzten Jahren ihr Studium der Germanistik betrieben haben. Neben der Anwesenheit von Gymnasial- und Magisterstudenten ist vor allem auf die viel geringere Studentenzahl jener Jahre hinzuweisen. Sie betrug im Wintersemester 1978/79 knapp 1 200 – wohlgemerkt: die Gesamtstudentenzahl der damaligen Abteilung Vechta – und fiel dann auf etwa 600 im Sommersemester 1990. Etwa die Hälfte der Studenten dürfte in der Germanistik studiert haben, sodass wir teilweise idyllische Seminar- und Vorlesungsverhältnisse hatten. Herr Sagurna kann das bestätigen: Als er zu Beginn der 80er-Jahre nach Vechta wechselte, fand unser Seminar »Einführung in die Sprachwissenschaft« mit drei oder vier weiteren Studenten in meinem Dienstzimmer statt! Dabei war die Zahl der Dozenten im Lehrkörper fast so hoch wie heute: 5 Professuren (heute sind es nur 4), eine Hochschuldozentur (entspricht heute der einen Juniorprofessur), damals wie heute eine wissenschaftliche Assistentenstelle, nur der damaligen einen Akademischen Ratsstelle entsprechen heute zweieinhalb wissenschaftliche Mitarbeiterstellen. Diese damals 8 Personen hatten sich seinerzeit in der Tiefphase um

---

<sup>49</sup> 2002 mit der auf Russisch verfassten Arbeit »Phonostilistische Besonderheiten der Segmentierung in Bezug auf die deutsche gesprochene Sprache (experimentelle und phonetische Forschungen)«.

<sup>50</sup> Sie fand sich ohne mein Wissen und ohne meine Einwilligung unwesentlich verändert unter der Überschrift »Die neue Rechtschreibung – Was ist neu?« im sog. »Aldi«-Wörterbuch (1996) sowie in dem Buch »Die neue Rechtschreibung. Ein Ratgeber« (1996), herausgegeben von der Arbeitsgruppe Orthographie der Universität Oldenburg, Leitung Prof. Dr. Wolfgang Eichler, wieder. Der Plagiator war Mitglied des Hochschulrates der Hochschule Vechta (Weiteres dazu im Folgenden).

300 Studenten zu kümmern (auf jeden Dozenten entfielen also 35 bis 40 Studenten), jetzt sind von den 9 Personen jeweils zwischen 900 und 1 000 Studenten zu betreuen, es entfallen auf jeden Dozenten 100 bis 110 Studenten. Und dies bei einer bedeutend erhöhten Betreuungsintensität, wie sie sich durch die Umstellung auf das angeblich aus England und Amerika importierte und mit dem ehrwürdigen Namen der wohl ältesten Universität Europas, Bologna, versehene Bachelor-Master-System ergeben hat. Dies hat dazu geführt, dass praktisch das ganze Studium eine einzige Prüfung ist, sodass der Student das auf der Schule eingeübte Verhalten fortsetzt, wonach der Lehr- und Lernstoff dazu da ist, in Klassenarbeiten, Tests und dergleichen zur Überprüfung und Benotung dargeboten und danach durch neuen, ebenso zu behandelnden Stoff ersetzt zu werden. An der Universität vollzieht sich in Klausuren, Referaten und Hausarbeiten praktisch dasselbe. Ich will hier das böse Wort vom »Bulimie-Studium« nur nennen, aber nicht weiter ausbreiten. So muss der normale Germanistikstudent (B-Fach) jetzt 15 bzw. demnächst wegen Wegfall von Eurolatein 14 solche Prüfungen im Bachelor- und 4 im Masterstudiengang, insgesamt also 18, absolvieren – Bachelor- und Masterarbeit sowie die Praktika mit ihren Berichten noch nicht einmal berücksichtigt. Im Vergleich dazu musste der frühere Germanistikstudent im Hauptfach 8 »Scheine machen«, das hieß acht Leistungsnachweise auf der Grundlage schriftlicher Arbeiten erwerben. Diese Arbeiten blieben unbenotet, während jetzt Drittelnoten (1,0 – 1,3 – 1,7 – 2,0 ...) zu erteilen sind. Wenn ein Referat oder eine Hausarbeit seinerzeit den Anforderungen noch nicht genügte, konnte sie dem Studenten mit der Auflage, sie zu überarbeiten, zurückgegeben werden – seit 2003 ist dies nicht mehr möglich, da sie ja eine benotete Prüfungsleistung darstellt, die nicht zu revidieren ist. Damit ist gleichzeitig ein wichtiges Prinzip wissenschaftlichen Arbeitens und Kommunizierens außer Kraft gesetzt worden: Die Anfertigung einer guten wissenschaftlichen Arbeit sollte im Dialog zwischen Student und Dozent geschehen, mit Durchsicht von Textproben und Revision von Entwürfen, bis am Ende eine beide Seiten befriedigende Arbeit herauskommt.

Von der Seite des Lehrkörpers her betrachtet, weist das neue System zugleich den Nachteil auf, dass alle Lehrveranstaltungen von den Studenten, die dort ihre Anrechnungspunkte erwerben wollen – andere erscheinen höchst selten –, besucht werden müssen. Dies führt nach meinen Erfahrungen einerseits wegen der Schlussprüfungszentriertheit der größten Zahl der Teilnehmer zu einem gelegentlich lustlosen Absitzen der einzelnen Sitzungstermine, andererseits zu erheblichen Unruhen durch Tuscheleien und mehr oder weniger laute Unterhaltungen ab der dritten Reihe hier im Hörsaal B 1, in dem wir oft mit bis zu 250 Vorlesungs- und Seminarteilnehmern beieinander waren. Noch in der letzten Euro-

lateinsitzung musste ich zwanzig Minuten vor Schluss vier oder fünf konversationsaktiven Studenten die gelbrote Karte zeigen und sie des Hörsaals verweisen. Daher haben sie wohl meine Auskünfte auf die unweigerlich spätestens beim Herannahen der Klausurtermine gestellte Frage nach den klausurrelevanten Gegenständen der Lehrveranstaltung verpasst – eine der Standardfragen lautet ja schon mitten im Semester: »Müssen wir das für die Klausur wissen?«

Diese Konzentriertheit auf die Prüfungen hat beim Dozenten zur Folge, dass er nicht mehr um das Interesse und die Aufmerksamkeit der Studenten werben muss: Sie müssen ja sowieso erscheinen, um für die Prüfung gewappnet zu sein.<sup>51</sup> Im Gegensatz dazu gab es früher freie Vorlesungen und Seminare, »frei« in dem Sinn, dass ihr Besuch rein prüfungstechnisch gesehen dem Studenten »nichts brachte«. Es gab keine Anwesenheitspflicht, die durch Teilnehmerlisten kontrolliert worden wäre, und es gab, wie gesagt, am Ende kein »Honorar« in Form von Anrechnungspunkten (wir kannten damals noch nicht einmal diesen Begriff). Ich habe die ganzen Jahre über bis 2003 in jedem Semester mindestens eine Vorlesung gehalten, meistens dienstags und donnerstags von zwölf bis eins, und zwar in mehreren Folgen, also im Lauf von sechs Semestern »Grammatik des Deutschen I« bis »... VI«. Hinzu kamen kürzere Folgen wie »Deutsche Sprachgeschichte« oder »Geschichte der Sprachwissenschaft« jeweils in zwei Semestern. Das Besondere, das Reizvolle, aber auch das Herausfordernde an solchen Vorlesungen war, die Hörer ohne jeden unmittelbaren Druck zum Bleiben oder Wiederkommen zu motivieren. Das Einzige, was drohend erwähnt werden konnte, war, dass der Stoff beim Staatsexamen relevant werden könnte, also in der vierstündigen Klausur<sup>52</sup> und in der halb- bzw. einstündigen mündlichen Prüfung,<sup>53</sup> die jeder in der Germanistik zu absolvieren hatte – aber er hätte die Sprachwissenschaft oder mich als sprachwissenschaftlichen Prüfer ja umgehen können, was auch gelegentlich geschah. Dasselbe gilt für die mündliche Zwischenprüfung, die gegen Ende der Laufzeit der alten Lehramtsordnung für Langfachstudenten

---

<sup>51</sup> Eine weitere Folge ist die Belastung des Dozenten mit Prüfungen. An meinem Beispiel demonstriert: In den letzten sieben Jahren mit ihren 14 Bachelor- und seit 2006/07 6 Mastersemestern habe ich mehr als 5.400 Klausuren, knapp 500 Referatsausarbeitungen und Hausarbeiten, 91 Bachelorarbeiten und 12 Masterarbeiten durchgesehen und benotet. Darüber hinaus war ich als Prüfer an 47 Masterprüfungen beteiligt.

<sup>52</sup> Nach meinen unvollständigen Unterlagen, die bis ins Jahr 1996 zurückreichen, habe ich 634 Klausuren (»Arbeiten unter Aufsicht«) durchgesehen und bewertet.

<sup>53</sup> Nach meinen Unterlagen wurden im Fach Deutsch zwischen 1981 und 2008 2.074 solcher Prüfungen abgenommen. Ich war an 1.055 von ihnen beteiligt. Darüber hinaus habe ich 23 Examensarbeiten (»Hausarbeiten«) betreut. An Magisterarbeiten habe ich 22 betreut. Über die Zahl der abgenommenen mündlichen Magisterzwischenprüfungen (einstündig) und Magisterendprüfungen (zunächst anderthalbstündig, später einstündig) liegen mir leider keine Unterlagen mehr vor.

eingeführt worden war.<sup>54</sup>

Der Nachteil der alten Ordnung lag darin, dass sich alles Notenrelevante auf das Studienende konzentrierte. Der Nachteil des neuen Systems, unter dem Sie studieren, liegt in meinen Augen darin, dass es gar kein richtiges Studienende mehr gibt – die mündliche Masterprüfung von zweimal einer halben Stunde, bei der man sogar die Germanistik ganz umgehen kann, ist eine lächerliche Erinnerung an das frühere System.<sup>55</sup> Man hat versäumt vorzusehen, wie es meines Wissens beim Abitur der Fall ist, dass ein Teil der Endnote aus dem Studium und der andere Teil aus Schlussprüfungen gewonnen wird. Die Abschaffung der Endprüfungen hat nicht nur zur Folge, dass der Student keinen Anreiz hat, sich noch einmal einen Gesamtüberblick über das im Fachstudium Erarbeitete zu verschaffen, sie trägt gleichzeitig zu einer weiteren Entpersönlichung des Studiums bei, denn wann hat man jetzt schon einmal im Massenfach Germanistik die Chance, sich als Einzelner zu präsentieren und individuell wahr- und ernst genommen zu werden?<sup>56</sup>

Vielleicht sehe ich das Neue aber zu pessimistisch und das Alte in einem zu milden Licht. Die niedrigen Studentenzahlen, von denen ich vorhin sprach, führten zwar einerseits zu recht befriedigenden Studienbedingungen, sie hatten aber andererseits gefährliche Auswirkungen auf die Existenz des Universitätsstandortes

---

<sup>54</sup> Nach meinen Unterlagen wurden in der Germanistik zwischen 2000 und 2006 537 dieser einstündigen Zwischenprüfungen abgenommen – ich war an 448 von ihnen als Prüfer beteiligt.

Ein Wort zur Arbeitszeit insgesamt, da Professoren dazu neigen, diese in Bezug auf sich selber und ausgewählte Exemplare ihrer Zunft für exorbitant hoch zu halten: Angeregt durch einen Artikel in den »Mitteilungen des Hochschulverbandes« (Jahrgang 23, 1975, S. 319–326) von Friedrich Wilhelm Krahe (»Arbeitet der Professor zu wenig? Dokumentation gegen einen pauschalen Vorwurf«) habe ich über meine beruflich bedingte Arbeitszeit seit meiner Assistentenzeit ziemlich genau Buch geführt. Daraus ergibt sich eine mittlere Zahl von ungefähr 2 200 Stunden pro Jahr, das heißt gut 42 Stunden pro Woche bzw. bei sechs Urlaubswochen einschließlich Krankheits- und Feiertagen knapp 48 Stunden pro Woche. Zum Vergleich: Die »normale« Arbeitszeit wird mit 1800 Stunden im Jahr (45 Wochen à 40 Stunden) angesetzt – diese Zahl wird übrigens auch als »Workload« für Bologna-Studenten zugrunde gelegt.

<sup>55</sup> Vom Sommersemester 2007 bis zum Sommersemester 2010 wurden 756 Masterprüfungen abgenommen, 114 davon im Fach Deutsch (wie das Fach Germanistik im Masterstudiengang in Übereinstimmung mit der Benennung des Schulfaches heißt). Bei 47 dieser Prüfungen wurde ich als Fachprüfer gewählt.

<sup>56</sup> Dies war im Übrigen die Absicht, die ich zusammen mit den damaligen Kollegen der Germanistik mit der Einführung des Moduls »Integrationswissen« am Ende der Bachelorzeit, einer mündlichen Prüfung in den Teilgebieten des Faches, verfolgt hatte. Kurz vor seiner ersten Inbetriebnahme im Wintersemester 2005/06 scheiterte es an einem vereinten Votum der neuen Kollegen und der Studentenschaft, die natürlich froh war, diese weitere Prüfung zu umgehen.

Vechta.<sup>57</sup> 1987 legte der Wissenschaftsrat, eine Beratungsinstanz des Bundes, eine Empfehlung vor, Vechta zu schließen, 1990 folgte ihm darin die Hochschulstrukturkommission des Landes Niedersachsen. Die Anfang der 90er-Jahre gebildete neue Landesregierung aus SPD und Grünen verfolgte mit dem Ministerpräsidenten Schröder an der Spitze dieses Ziel ganz unverhohlen. Gegen diese Bestrebungen gab es Widerstände auf vielen Ebenen, darunter der »Bürgerinitiative PRO UNI im Oldenburger Münsterland«, die unter tatkräftiger Mitwirkung von Joachim Kuroпка im Jahre 1991 gegründet wurde und schließlich 23 000 Mitglieder zählte.

Ab diesem Jahr 1991 gehörte ich zusammen mit dem gerade erwähnten Joachim Kuroпка und mit Hermann von Laer, Bernd Hucker, Volker Schulz und einigen anderen zu einem Beraterkreis, den der damalige Vechtaer Vizepräsident Hans-Wilhelm Windhorst um sich geschart hatte und in dem die politischen und hochschulrechtlichen Entwicklungen verfolgt wurden, die am Ende im Jahre 1995 Gott sei Dank nicht zur Schließung, sondern zur Herauslösung Vechtias aus der Universität Osnabrück und zur Verselbstständigung unter dem Namen »Hochschule Vechta« führten. Diese »Montagsrunde« traf sich bis 1995 wöchentlich, eben am Montagabend. Als dann die Schließung Vechtias abgewehrt worden war (natürlich nicht durch die Montagsrunde allein, entscheidend war vielmehr die Haltung der katholischen Kirche, die aufgrund alter Rechte am Standort Vechta festhielt) – nach Abwehr der Schließung also kam es unter dem neuen Rektorat und einer für Vechta eigens neu eingerichteten Instanz, dem Hochschulrat mit einem Vechtaer Krankenhausarzt und einem Oldenburger Germanistikprofessor an der Spitze,<sup>58</sup> zu einer neuerlichen Bedrohung Vechtias, die die Schließungsdebatte noch einmal entzündete. Die Montagsrunde, nun ohne den vormaligen Vizepräsidenten, vergrößerte sich um einige Dozenten wie Peter Nitschke, Rudolf Rehn, Klaus-Dieter Scheer, Cornelia Wienken. Sie nannte sich »Forum Universität Vechta« und setzte oft unter Anwesenheit und kräftiger Mitarbeit einiger Studenten wie Sven Mayerhofer, der heute auch nach Vechta gekommen ist, ihre regelmäßigen Treffen am Dienstagabend fort, und zwar solange, bis im Jahr 2003 der alte Rektor abgesetzt und ein konsensfähiger neuer Präsident, Ortwin Peithmann, gewählt

---

<sup>57</sup> Das Folgende stützt sich auf den Artikel »Hochschule Vechta« von Alwin Hanschmidt im heimatkundlichen Nachschlagewerk »Oldenburg« (Löningen: Schmücker, 1999), S. 285–292, bes. S. 288 ff.

<sup>58</sup> Über den Hochschulrat habe ich zusammen mit Volker Schulz einen »kritischen Erfahrungsbericht« in der Zeitschrift »Forschung und Lehre« des Deutschen Hochschulverbandes, Heft 6/1997, S. 289–292, veröffentlicht, der zur selben Zeit erschien, in der ich in einer Kampfabstimmung zum Rektor der Hochschule Vechta gewählt wurde, und der für einige Aufregung auch in der örtlichen und überregionalen Presse sorgte. Das Amt des Rektors, für das ich nicht maßgeschneidert war, musste ich bereits nach vier Monaten krankheitsbedingt aufgeben mit der Folge, dass der »alte« Rektor wiedergewählt wurde.



worden war. Das waren beratungsintensive zwölf Jahre von 1991 bis 2003 mit manchen Erfolgen, darunter der Erhalt Vechtas und seine Verselbstständigung als Universität als größter Erfolg, aber auch mit manchen Niederlagen und menschlichen Enttäuschungen, die schließlich zur informellen Auflösung des »Forums« führten.

Mir selber ging es – und damit möchte ich zum Schluss kommen – bei dem Ganzen nicht nur, aber vielleicht stärker als anderen, die mich manchmal doch mitleidig belächelten, um ein Wort, das Wort »Universität«. Bei den Verhandlungen zwischen der katholischen Kirche und der Landesregierung unter Schröder stand am Rande auch der Name des ausgegründeten Standortes Vechta zur Diskussion. Die Regierung schlug vor, sie »Maximilian-Kolbe-Hochschule« zu nennen, wohl in der Überzeugung, dass die katholische Kirche nichts gegen die Benennung nach einem polnischen Franziskanerpater haben könne, der in Auschwitz sein Leben für einen Familienvater ließ. Wir wandten dagegen ein, dass bei aller Hochschätzung Kolbes dieser keine besondere Verbindung mit Vechta hatte und auch nicht als Wissenschaftler hervorgetreten war. Vor allem aber würde nach außen signalisiert, dass es sich bei dieser nach ihm benannten Hochschule um eine Einrichtung der katholischen Kirche handele, was sie nun aber gerade nicht ist, obwohl sie im »schwarzen Fleck« Norddeutschlands liegt. Die Landesregierung verkürzte 1994 ihren Namensvorschlag auf »Hochschule Vechta«, und der Verhandlungspartner, der zu Protokoll gab, dass er der Meinung sei, dass der Name »Universität Vechta« von Anfang an gerechtfertigt sei, gab klein bei.

Wir waren also die erste Universität Deutschlands, die einen falschen und irreführenden Namen trug. Universität waren wir allein dadurch, dass wir wie in Osnabrücker Zeiten seit 1973 die Aufgabe der Ausbildung wissenschaftlichen Nachwuchses und somit das Promotions- und Habilitationsrecht<sup>59</sup> hatten und natürlich weiterhin haben. Der neue Name verschleierte das, denn alle anderen Institutionen, die den Begriff »Hochschule« ohne weiteren Zusatz wie »Medizinische Hochschule« oder »Hochschule für Bildende Künste« im Namen führten – also etwa die »Hochschule Bremerhaven« oder die »Hochschule Harz« – waren und sind Fachhochschulen, das heißt, sie haben kein Promotions- und Habilitationsrecht, das heißt keinen Universitätsstatus. Vechta stand also in Gefahr, von außen als Fachhochschule wahrgenommen zu werden, die Studenten wurden gefragt, warum sie denn nicht an einer richtigen Universität studierten, und die Absolventen konnten bei Bewerbungen in der nicht zutreffenden Kategorie »Fachhochschüler« abgelegt werden. Ich empfand, wie gesagt: vielleicht stärker

---

<sup>59</sup> Dieses Recht hatte Vechta in begrenztem Maße bereits als ein Standort der 1969 als organisatorische Zusammenfassung der acht PHs eingerichteten Pädagogischen Hochschule Niedersachsen.

als andere, den Namen als Diskriminierung und setzte mich, wo immer es mir möglich war, für eine Umbenennung ein. Manchmal machte man mir deutlich, wie sehr ich damit nervte, besonders auch durch die vielen Leserbriefe, in denen ich die Forderung gebetsmühlenartig wiederholte. Aber nun ist es so weit: Wir tragen im Namen, was wir sind: »Universität Vechta«.<sup>60</sup> Die neue Bezeichnung »Universität« haben wir übrigens nicht bekommen, weil wir seit 2004<sup>61</sup> besser, größer, effektiver geworden wären, wie uns einige Politiker weismachen wollen und wie es sogar in der Begründung des Gesetzes, in dem der neue Name verankert ist, heißt. Nein, der Grund ist vielmehr ganz banal folgender: Die Fachhochschulen in Niedersachsen werden in diesem Jahr alle umbenannt und heißen nur noch schlicht »Hochschule«. Somit wäre Vechta jetzt ganz in falsche Gesellschaft geraten, und den Politikern und Gesetzgebern blieb keine andere Wahl, als uns nach 15 Jahren den Namen zu geben, der uns von Anfang an zugestanden hat.

Ich möchte von dieser Universität nun Abschied nehmen und mich entbinden lassen von der Pflicht, weiterhin in Lehre und Prüfungen tätig zu sein. Da ist nun den Studenten zu danken für die vielen Momente des Glücks, die sie mir vermittelten, wenn eine Lehrveranstaltung besonders gut gelungen zu sein schien – vielleicht hatte ich aber manchmal auch nur selber dieses Gefühl. Ich war gern zusammen mit den frischen, offenen, lebenswürdigen, sympathischen jungen Menschen und werde, wann immer möglich, bei den Examensfeiern anwesend sein und Ihnen zu Ihrem Abschlusserfolg gratulieren.

Die andere Hälfte meiner Pflicht möchte ich weiterhin erfüllen und mich in Forschungen und Veröffentlichungen vor allem meiner neu entdeckten Liebe, dem Plattdeutschen, widmen. Ich freue mich auf die weitere Zusammenarbeit im Arbeitskreis »OM-Platt«, der jetzt an meiner Arbeitsstelle für Linguistische Dokumentation angesiedelt sein wird. Außerdem möchte ich weiterhin Tagungen besuchen, gelegentlich den einen oder anderen Vortrag halten, aber auch in der »öffentlichen Wissenschaft« tätig sein, zum Beispiel in Form von monatlichen Artikeln für die örtliche Zeitung in der Rubrik »OV-Gastkommentar: Notizen aus der Sprachebene«.

Jetzt sind der Wörter und der Worte aber wirklich, wenn auch sehr einseitig von hier vorn, genug gewechselt. Ich danke Ihnen nochmals für Ihr Kommen und für

---

<sup>60</sup> Und schon kommen wieder die Nörgler, die sagen, wegen der Umstülpung der Studienstruktur würden wir den Namen »Universität« weniger denn je verdienen. Darauf ist zu entgegnen, dass dann auch die übrigen Universitäten ihren Namen aufgeben müssten und als »Ausbildungsagenturen des tertiären Sektors« oder gleich auf Englisch als »Education Agencies« formieren müssten.

<sup>61</sup> In diesem Jahr wurde die Ersetzung der alten Rektoratsverfassung durch eine »moderne« Präsidialstruktur in die Wege geleitet.

Ihre Aufmerksamkeit und lade Sie herzlich draußen vor der Tür zu einem kleinen Imbiss mit erfrischenden Getränken und hoffentlich manch heiterem Wortwechsel ein.<sup>62</sup>

---

<sup>62</sup> Nach einer kurzen Ansprache von Dr. Günther Fröhlich (Lions Club Vechta) erklang das schottische Volkslied »The Water Is Wide«, vorgetragen von einem Bläsertrio bestehend aus den beiden Germanistikstudenten Sonka Ernst und Christoph Scheuermann sowie Manfred Werner vom Posaunenchor der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Vechta. Dem folgten Abschiedsworte der Fachratsmitglieder Fabian Kinz und Antje Onnen, die am Ende eine Krawatte mit der Aufschrift »Zur Erinnerung – Ihre Studierenden« überreichten. Nach der Überreichung eines Geschenks, eines gerahmten Gruppenbildes, durch die Gaststudenten von der Xi'an International Studies University erklang das Lied »Words« von den Bee Gees (1968):

Smile an everlasting smile, a smile can bring you near to me.  
Don't ever let me find you down, cause that would bring a tear to me.  
This world has lost its glory, let's start a brand new story now, my love.  
Right now, there'll be no other time and I can show you how, my love.

Talk in everlasting words, and dedicate them all to me.  
And I will give you all my life, I'm here if you should call to me.  
You think that I don't even mean a single word I say.  
It's only words, and words are all I have, to take your heart away.

**Fabian Kinz** (Student der Germanistik und Mitglied des Fachrats)

**Sehr geehrter Herr Professor Kürschner,  
sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!**

Wenn ein Mensch wie Herr Kürschner in den Ruhestand geht, dann hat er viele Jahre, so wie wir das vom Fachrat Germanistik beurteilen können, mit viel Kraft, Freude und Überzeugung zu seiner Arbeit gestanden.

Sie gehören nun seit vielen Jahren dieser Hochschule – oh pardon, nunmehr: Universität – an, und wir vom Fachrat können mit gutem Gewissen sagen, dass sie ein unersetzbarer Teil dieser Universität sind.

Sie haben allen und besonders den Studierenden über die Jahre hin nicht nur mit Rat und Tat mit Fach- und Sachkompetenz zur Seite gestanden, sondern haben vor allem uns in jeder Situation tatkräftig unterstützt.

Sie haben hier mehr als ihre Pflicht getan! Jeder hier im Saal wird dies bestätigen.

Wir haben uns nun heute hier versammelt, um Sie, lieber Herr Kürschner, in einen neuen Lebensabschnitt zu entlassen. Wie wir zu unserer Freude hörten, werden Sie in ihrem Ruhestand weiterhin im Bereich der Wissenschaft tätig sein, so dass wir Sie nicht ganz aus den Augen verlieren werden.

Jetzt, Herr Kürschner, kommt für Sie eine Zeit, die manche Menschen, die noch mitten im Arbeitsleben stehen, ersehnen, der Ruhestand! Aber was verbindet man damit? Mit Sicherheit, so hört man immer wieder, eine Zeit, in der man das tun möchte, wozu man in den vergangenen Jahren einfach nicht genügend gekommen ist. Dazu gehört für Sie sicherlich das Genießen der Zeit mit der Familie.

Herr Kürschner, wir als Studierende werden Sie als Professor, jedoch besonders als Mensch vermissen. Sie standen uns jederzeit, wie bereits erwähnt, mit Rat und Tat zur Seite. Hierzu möchte ich Karl Jaspers zitieren: »Die Universität steht immer umso höher, je mehr Studenten sich nicht allein am Gängelbände der Studienordnung führen lassen, sondern ihrem Genius folgen, der ihnen Weisung gibt auf ihrem Weg.«

Nochmals vielen Dank an Sie, Herr Kürschner, viel Gesundheit und weiterhin fröhlichen Lebensmut! Um Ihnen den Abschied etwas zu erleichtern, haben wir noch ein kleines Abschiedsgeschenk für Sie zum Andenken an die Studierenden im Fach Germanistik. Wie jede und jeder hier im Saal uns zustimmen wird, haben Sie eine Vorliebe für außergewöhnliche Krawatten. Aus diesem Grund schenken wir Ihnen heute für ihre Sammlung eine ganz besondere Krawatte.

# Emeritierungsfest

**Volker Schulz** (em. Professor für Literaturwissenschaft/Englische Literatur an der Universität Vechta, 1979–2005)

## **Universitätsprofessor Dr. Wilfried Kürschner 1980–2010: Eine tendenziell umfassende, personenbezogene, interne Evaluation**

### **I. Vorbemerkungen**

Ende September 2010 verabschiedet sich der Universitätsprofessor Dr. Wilfried Kürschner, ordentlicher Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik (aus Verwaltungsvereinfachungsgründen in der Folge mit dem von ihm selbst verwendeten Namenskürzel „WK“ bezeichnet) nach genau dreißig Jahren Tätigkeit an der Universität Vechta in den Ruhestand bzw. – in seinem Fall wohl treffender formuliert – in ein Leben als Privatgelehrter.

Dieses Jubiläum, das zugleich den Beginn eines völlig selbstbestimmten Lebens markiert, ist ein Anlass zum Feiern – und zum Nachdenken. Denn dreißig Jahre Professorentätigkeit sind beileibe kein Pappentiel, das heißt – wie man dem *Deutschen Wörterbuch* des von WK heiß geliebten Duden-Verlags entnehmen kann – kein „Pappenblumentiel“ oder „Stiel des Löwenzahns“, der zusammen mit seiner „im Wind verwehenden Samenkrone“ ein „Sinnbild für Geringfügiges“ ist.

Nicht nur der Zeitraum von WKs universitärem Wirken, sondern auch die Intensität und die Reichweite seiner Tätigkeit als Universitätsprofessor sind wahrlich kein Pappentiel gewesen. Auf diese Berufsbezeichnung hat WK immer allergrößten Wert gelegt, auch auf den universitären Charakter der aus der ehemaligen „Pädagogischen Hochschule“ Vechta hervorgegangenen „Abteilung“ der Universität Osnabrück, die sich 1995 zur eigenständigen „Hochschule Vechta“ entwickelte und der jüngst endlich der Name „Universität Vechta“ verliehen wurde. Als langjähriger Senatsbeauftragter für das Vorlesungsverzeichnis hat er dafür gesorgt, dass der unglückliche und – wie er selbst es nannte – „unordentliche“ Begriff „Hochschule Vechta“ in jedem einzelnen der von ihm zwischen 1995 und 2008 redigierten Vorlesungs- und Personalverzeichnisse auf der Titelseite mit der prägnanten Erläuterung „Wissenschaftliche Hochschule des Landes Niedersachsen mit Universitätsstatus“ versehen worden ist. Auf diesen Universitätsstatus hat er auch sonst bei jeder sich bietenden Gelegenheit gepocht. Er wollte nie nur „Hochschullehrer“, sondern ein vollwertiger, möglichst ein herausragender Universitätsprofessor sein. In seiner Eigenwahrnehmung war er dies auch stets.

Sein Eintritt in den sogenannten Ruhestand erscheint als geeigneter Anlass, um dieses Selbstbild von WK zu überprüfen und seine Gesamtleistung als Vechtaer Universitätsprofessor zu würdigen. Dies soll nicht in der Form einer „Laudatio“ erfolgen, d. h. einer auf die reine Forschungsleistung beschränkten Lobrede. Derartigen Laudationes aus berufenem Munde, d. h. aus dem Kreis der engeren Fach-

kollegen WKs, kann und soll hier nicht vorgegriffen werden. Es soll aber auch nicht in Form einer drögen Darstellung des akademischen Werdegangs WKs von seinen Studienzeiten bis zu seiner Verabschiedung in den Ruhestand erfolgen.

Vielmehr habe ich mir zum Ziel gesetzt, an dieser Stelle eine neuartige – ich vermeide den zeitgeistigen Begriff „innovative“ – Spielart der Evaluation, und damit des Texttyps Evaluationsbericht, vorzustellen und auf WK anzuwenden. Dieser neuartige Typ von Evaluation unterscheidet sich von den seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren an deutschen Hochschulen ins Kraut geschossenen sogenannten „Forschungsevaluationen“ und „Lehrevaluationen“ in dreierlei Hinsicht.

Während diese sich jeweils auf ein *einziges Wirkungsfeld* der in einem Fach oder Institut tätigen Hochschulmitglieder beschränkten und deren Leistung *als Kollektiv* mittels der mehr oder minder helllichtigen Blicke einer heterogenen und nicht immer durchgängig kompetenten Gutachtergruppe *von außen* beurteilen, zeichnet sich die von mir propagierte „tendenziell umfassende, personenbezogene, interne Evaluation“ dadurch aus, dass, so weit wie nur irgend möglich, der *gesamte Wirkungskreis* eines *einzelnen* Universitätsprofessors *von innen* heraus betrachtet und bewertet wird, das heißt, dass dieser Evaluation eine aus enger kollegialer Nähe und aus vielfältigen gemeinsamen Erfahrungen erwachsene persönliche Vertrautheit mit dem Evaluationsgegenstand, der hier eine Person ist, zugrunde liegt. Diese „interne“ Sicht ist dazu angetan, sowohl die Gefahr jeder Selbstevaluation, nämlich Idealisierung und Illusion, als auch die Gefahren der Fremdevaluation, nämlich Pseudo-Objektivität auf Grund selektiver Berücksichtigung der verfügbaren Datenbasis und Unkenntnis wichtiger Kontexte und Referenzgrößen, sowie zum Teil inadäquate Bewertungskategorien zu vermeiden. Andererseits kann auch die „Innensicht“ keine Objektivität für sich beanspruchen. Keine Art von Evaluation ist eine naturwissenschaftlich exakte Leistungsmessung. Bei der Premiere dieses neuartigen Typs von Evaluation, die Sie nunmehr miterleben werden, ist die Innensicht, das heißt der Blick von Insidern auf das Evaluationsobjekt, zugegebenermaßen insofern besonders subjektiv, als ich diese Evaluation in Einsamkeit und Freiheit, also allein und ohne Beratung durch andere Insider, vorgenommen habe.

Auf der anderen Seite kann ich für mich reklamieren, dass ich das Evaluationsobjekt, den Universitätsprofessor WK, so genau kenne wie wahrscheinlich niemand sonst: Als anglistischer Literaturwissenschaftler an der Universität Vechta war ich fünfundzwanzig Jahre lang Professor des einzigen philologischen Nachbarfachs der Germanistik, gehörte durchgängig demselben Fachbereich bzw. Institut an, war langjähriger Weggefährte WKs in Hochschulselbstverwaltungsgremien und in der Hochschulpolitik und als Kollege, Mitstreiter und Freund stets ein enger Vertrauter, der sein Wirken als Universitätsprofessor in Vechta aus nächster Nähe und in all seinen Facetten miterlebt hat.

## II. Evaluationsbericht

Der Versuch, das dreißigjährige Wirken von WK an der Universität Vechta möglichst vollständig zu erfassen und zu bewerten, setzt zunächst eine Besinnung auf die dabei zu berücksichtigenden Wirkungsfelder des Professors an der deutschen Universität des späten 20. und des frühen 21. Jahrhunderts voraus, d.h. derjenigen Arbeitsbereiche, in denen er seine Leistungen erbringt. Eine derartige Besinnung führt zunächst zu der Einsicht, dass man bei Professoren – genauso wie bei Schülern – zwischen „Pflichtfächern“ und „Wahlfächern“ unterscheiden kann.

Als „Pflichtfächer“ bezeichne ich jene Arbeitsfelder, die dem deutschen Universitätsprofessor per Hochschulgesetz als Dienstaufgaben zugewiesen sind, als „Wahlfächer“ jene Arbeitsfelder, die er sich – entsprechend seinem Selbstverständnis als Universitätsprofessor – darüber hinaus selbst sucht und auf denen er über den engeren Bereich der eigenen Universität hinaus wirkt.

Dieses Nebeneinander von Pflichtfächern und Wahlfächern sowie die von WK bei jeder Gelegenheit betonte Vorliebe für die Leistungsbewertung mit Hilfe von Noten haben mich dazu bewogen, die Evaluationsergebnisse in Form eines Zeugnisses darzustellen. In dem Ihnen vorliegenden – noch unvollständigen – Zeugnis (s. Anhang) sind die für WK relevanten Pflicht- und Wahlfächer aufgeführt, wobei beide – anders als in Schulzeugnissen – mehrheitlich in Teilbereiche ausdifferenziert sind. In die noch leeren Kästchen können im weiteren Verlauf und auf der Basis meiner Ausführungen die angemessenen Noten, mit deren Hilfe die Extensität und Intensität von WKs Wirken auf den verschiedenen Arbeitsfeldern bewertet werden soll, von Ihnen selbst eingetragen werden. Mit diesem Verfahren trage ich dem rhetorischen Grundsatz der Spannungserzeugung ebenso Rechnung wie dem didaktischen Grundsatz der Partizipation der Adressaten.

Schon ein flüchtiger Blick auf das (noch notenfreie) Zeugnis lässt die außergewöhnliche Bandbreite von wissenschaftlichen Aktivitäten erkennen, die WK, in der Regel über größere Zeiträume hinweg, manchmal durchgängig, in seinen Wahlfächern entfaltet hat. Die Voraussetzungen für eine derart ungewöhnliche (positive) „Hyperaktivität“ sind in seinem Fall unter anderem: eine außergewöhnlich große (nicht nur) wissenschaftliche Neugierde, hohes Verantwortungsbewusstsein, eine schier unerschöpfliche Arbeitskraft und Schaffenslust sowie Organisationstalent, Kritikfähigkeit, Sorgfalt, Selbstdisziplin, Extrovertiertheit, Fähigkeit zum Teamwork, Führungsqualitäten und eine selbst unter Germanisten ungewöhnliche „Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache“.

Besonders hinweisen möchte ich bei Wahlfach 6 auf die zahlreichen Vorträge bei wissenschaftlichen Tagungen im Inland und im Ausland, aber auch bei den Vechtaer Ringvorlesungen, aus denen ein Großteil seiner Aufsätze hervorgegangen ist; auf die (Mit-)Organisation zahlreicher Jahrestagungen des sogenannten „Linguistischen Kolloquiums“ und die (Mit-)Herausgabe der entsprechenden Tagungsbände sowie der Reihe *Linguistik International*; auf die (Mit-)Herausgabe der

Bände der „Vechtaer Universitätsschriften“, in denen die Ringvorlesungen, in überarbeiteter Form, publiziert wurden, von Band 4 (1988) bis Band 25 (2010) und auf die zweibändige Dokumentation *Linguisten-Handbuch* (1221 Seiten) aus dem Jahr 1994, ein unentbehrliches bio-bibliographisches Nachschlagewerk für Sprachwissenschaftler.

Bei Wahlfach 7 möchte ich darauf hinweisen, dass die meisten Wissenschaftler sich mündlich und schriftlich ausschließlich an ihre Studenten und an ihre Fachkollegen, die sogenannte *scientific community*, wenden. WK dagegen hat stets ein geradezu missionarischer Eifer getrieben, sprachwissenschaftliche Erkenntnisse auch außerhalb des universitären Lehrbetriebs und des Wissenschaftsbetriebs zu verbreiten.

Die Angaben bei Wahlfach 8 sprechen für sich: Nur wer über eine Kombination von besonderen Fähigkeiten verfügt, wird wieder und wieder in akademische Führungspositionen gewählt, obwohl er keineswegs ohne ‚Kanten‘ ist und insofern unbequem, als er auch von anderen ein Mindestmaß der Eigenschaften und Fähigkeiten erwartet, die er selbst reichlich aufweist: Umsicht, konzeptionelles Vermögen, Sorgfalt, Fleiß, Verantwortungsbewusstsein, persönliche Autorität, logisches Denken, Kooperationsbereitschaft.

Zu Wahlfach 9 möchte ich anmerken, dass WK zur Führungsriege der oppositionellen Gruppierung „Forum Universität“ während der autokratischen Rektoratsjahre des Psychologen Jürgen Howe gehörte. Die Aktivitäten dieser Gruppierung, der vor allem Professoren und Studenten angehörten und in der WK sich vor allem in der Öffentlichkeitsarbeit profilierte, trugen maßgeblich dazu bei, dass Howe schließlich sein Amt verlor.

Über die für die Wahlfächer 6–9 zu vergebenden Noten ist nicht viel nachzudenken: viermal die EINS.

Es folgen nun noch einige Erläuterungen und Präzisierungen zu WKs Leistungen in den Pflichtfächern sowie die Bekanntgabe der jeweiligen Note.

### **Zu 1. Forschung:**

Zwar überlasse ich die inhaltliche Würdigung von WKs Büchern und Aufsätzen der sprachwissenschaftlichen Zunft, aber ich möchte wenigstens Titel und Seitenumfang der Ersteren sowie die Zahl und die Hauptthemengebiete der Letzteren nennen.

WKs Habilitationsschrift *Studien zur Negation im Deutschen* wurde zwar in den siebziger Jahren geschrieben, aber erst im Berichtszeitraum veröffentlicht (1983) und in der Fachwelt überwiegend positiv bis begeistert aufgenommen. Ein nachhaltiger (auch Verkaufs-)Erfolg wurde dann das aus einem Bändchen von gerade mal 63 Seiten (*Grammatische Grundbegriffe in systematischer Anordnung*) aus dem Jahr 1988 hervorgegangene 166-Seiten-Buch *Grammatisches Kompendium. Systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe* von 1989, das im Jahre 2008 die 6. Auflage erlebt hat und inzwischen 302 Seiten umfasst.



Auch das im Untertitel als „Studienbegleiter für Germanisten“ apostrophierte *Taschenbuch Linguistik* hat sich von 111 Seiten im Jahr 1994 mittels mehrmaliger Überarbeitung auf 221 Seiten in der 3. Auflage 2007 entwickelt, nicht zuletzt durch eine eingehende und praxisorientierte Einbeziehung der durch die neuen Medien veränderten Studienbedingungen und -techniken.

Neben diesen beiden vor allem auf die Bedürfnisse aller Germanistikstudenten zugeschnittenen Bänden hat WK im Jahr 2001 eine Studie zur Rechtschreibreform unter dem Titel *Neue Rechtschreibung kompakt* (121 Seiten) veröffentlicht, eine Frucht seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit Fragen der Rechtschreibung in Forschung und Lehre.

Die schiere Anzahl, aber auch die thematische Spannweite der von WK in den dreißig Jahren seiner Vechtaer Tätigkeit in wissenschaftlichen Zeitschriften, in Sammelbänden und in Festschriften veröffentlichten Aufsätze ist staunenerregend. Ich habe in seinem eigenen Literaturverzeichnis für die Jahre 1980–2009 nicht weniger als 49 Aufsätze gefunden, davon drei zusammen mit Kollegen verfasste. Die wichtigsten Themenfelder sind: Grammatik, Rechtschreibung, Geschichte der Sprachwissenschaft. Auf allen diesen Gebieten gilt WK in seiner Zunft als Koryphäe. Einer der gewichtigsten und längsten seiner Aufsätze ist ein „Essay über die von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm verfassten Teile des *Deutschen Wörterbuchs*“ (2003) mit 55 Seiten, mein persönlicher Favorit ist ein Aufsatz mit dem schönen, kurzen Titel „Über *es*“ (2000) mit 11 Seiten.

WKs Gesamtleistung im Pflichtfach „Forschung“ bewerte ich mit der Note EINS.

## **Zu 2. Universitäre Lehre:**

WKs Forschungsleistung ist umso beachtlicher, als sie bei gleichzeitigem hohem Engagement für die universitäre Lehre im Massenfach Germanistik erbracht worden ist. Als einziger Lehrstuhlinhaber im Bereich der Sprachwissenschaft fühlte sich WK Semester für Semester zum Abhalten aller zentralen Lehrveranstaltungen – Vorlesungen, Hauptseminare, aber auch Einführungsseminare – verpflichtet; lediglich die Proseminare durften auch Mitarbeiter, allerdings nach seinen genauen Direktiven, übernehmen.

Auch wenn WK alle laut Studien- und Prüfungsordnungen zu berücksichtigenden Teilgebiete der germanistischen Linguistik in Lehrveranstaltungen behandelte, legte er gemäß dem von ihm gelebten Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre, aber auch gemäß den für künftige Lehrer besonders wichtigen Teilgebieten der germanistischen Sprachwissenschaft ein besonderes Schwergewicht auf Grammatik und Rechtschreibung.

Viel Spaß hat ihm selbst und interessierten Studenten verschiedener Fächer daneben die Lehrveranstaltungsreihe „Einblicke in fremde Sprachen“ gemacht. Hier ging es jeweils nicht um das Erlernen, sondern um die linguistische „Erkundung“ einer unbekannteren, oft exotischen Sprache. Als „Reiseführer“ setzte WK dabei gern ausländische Studenten mit muttersprachlicher Kompetenz ein.

Die Tatsache, dass Studienanfänger in der Germanistik in den neunziger Jahren zunehmend Schwierigkeiten mit der deutschen Grammatik hatten, brachte ihn auf die Idee, einen mehrstufigen Kurs „Elementarlatein“, später „Eurolatein“, zu entwickeln und in das Curriculum des Bachelor-Studiengangs zu integrieren. Hier lernten Germanistik-Studenten vor der Folie der fremden Sprache die Strukturen der eigenen Sprache kennen, daneben auch die Wurzeln und den kulturellen Hintergrund vieler Fremdwörter.

Wegen der stets dünnen Personaldecke im Gebiet der germanistischen Linguistik hat sich WK Semester für Semester dazu veranlasst gesehen, aus Gründen der, wie man heute sagt, „Qualitätssicherung in der Lehre“ freiwillig zusätzliche Lehrveranstaltungen, weit über sein Lehrdeputat hinaus, anzubieten. Inzwischen hat er nicht weniger als 99 derartiger Deputat-Überstunden angesammelt. Für Gotteslohn. Sicher ein einsamer Rekord!

Der von WK gepflegte Stil der universitären Lehre ist stets eine Verbindung von einzelnen Komponenten und von amüsanter Auflockerung, nicht zuletzt mittels selbsterfundener, oft spielerisch-komischer Beispiele, gewesen.

Seine stets gute Laune, sein ausgeprägter Sinn für Systematik und seine aufrichtige Bemühung um Verständlichkeit haben ihn zu einem motivierenden und zugleich überaus beliebten Lehrenden gemacht, dessen Sprechstunde so nachgefragt gewesen ist, dass er sie erst verdoppelt und zuletzt vervierfacht hat. Auch das ist meines Wissens einsamer Rekord.

Seine grundsätzliche Studentenfreundlichkeit zeigte sich auch daran, dass er regelmäßig bei der Betreuung der Fachpraktika im Massenfach Germanistik ausgeholfen hat, wenn diese von den zuständigen Fachdidaktikern allein schlechterdings nicht geleistet werden konnte.

WKs Gesamtleistung im Pflichtfach „Universitäre Lehre“ bewerte ich mit der Note EINS.

### **Zu 3. Prüfungen und Korrekturen:**

Wie schon beim Pflichtfach „Universitäre Lehre“, so soll auch beim Nachbar-Pflichtfach „Prüfungen und Korrekturen“ zunächst auf das für Angehörige anderer Fächer schier unvorstellbare Arbeitspensum hingewiesen werden, das WK Jahr für Jahr unverdrossen, wenn auch gelegentlich zähneknirschend, bewältigt hat. Seit der Umstellung auf den Bachelor-/Master-Studiengang hat allein die Zahl der von ihm korrigierten Klausuren pro Semester jeweils zwischen ca. 300 und ca. 500 gelegen, gelegentlich sogar noch höher. Nur ein außerordentlich gesunder, belastbarer, kompetenter, disziplinierter und in seinen Beruf vernarrter Professor bricht unter einer solchen Last nicht irgendwann zusammen.

WKs Gesamtleistung im Pflichtfach „Prüfungen und Korrekturen“ bewerte ich mit der Note EINS.

#### **Zu 4. Nachwuchsförderung:**

Bei der Beurteilung von WKs Leistung in diesem Pflichtfach muss zunächst berücksichtigt werden, dass das Gros der Germanistikstudenten in Vechta das Berufsziel Grund-/Haupt-/Realschullehrer anstrebt, also in der Regel eine lediglich pragmatische Haltung gegenüber dem Wissenschaftsfach Germanistik einnimmt. Unter den wenigen anderen Studenten – das heißt vor allem den Gymnasial- und Magisterstudenten – ist es WK über die Jahre hinweg immer wieder gelungen, einzelne für eine Promotion zu motivieren und sie dann erfolgreich zu betreuen. Sein unbestechlicher Blick für wissenschaftliche Qualität hat andererseits zum Abbruch eines Dissertations- und eines Habilitationsvorhaben geführt; dieser Blick war wohl am Anfang dieser beiden Vorhaben durch allzu viel Menschenfreundlichkeit und Optimismus vernebelt gewesen.

WKs Gesamtleistung im Pflichtfach „Nachwuchsförderung“ bewerte ich mit der Note ZWEI.

#### **Zu 5. Zusammenarbeit mit dem nicht-wissenschaftlichen Personal:**

Diese Dienstobliegenheit des Professors ist zwar im Hochschulgesetz nicht explizit geregelt, ergibt sich aber de facto in jedem Fall. Besonders wichtig und intensiv ist die Zusammenarbeit mit nicht-wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bei jenen Professoren, die, wie das bei WK dreißig Jahre lang durchgängig der Fall war, leitende Positionen in der Hochschulselbstverwaltung innehaben. Hier ist Autorität gefragt, die sich nicht nur aus dem Amt, sondern auch aus der Person herleitet, aber auch ein persönlicher Beitrag zu einem guten Betriebsklima. In beiderlei Hinsicht war WK kraft seines Selbstbewusstseins, seiner grundsätzlichen Menschenfreundlichkeit, seiner Zuverlässigkeit und nicht zuletzt seines heiteren Naturells eine Idealbesetzung.

WKs Gesamtleistung im Pflichtfach „Zusammenarbeit mit dem nicht-wissenschaftlichen Personal“ bewerte ich mit der Note EINS.

Die von mir durchgeführte tendenziell umfassende, personenbezogene, interne Evaluation hat ergeben, dass sich WK nicht nur in vielfältiger Weise um die Universität Vechta verdient gemacht hat, sondern auch, dass seine professorale Gesamtleistung als

HERVORRAGEND

zu bewerten ist.

Sein Notendurchschnitt berechtigt ihn zur Aufnahme eines Zweitstudiums auch in Numerus-Clausus-Fächern wie z. B. Psychologie oder Informationswissenschaften.

# ZEUGNIS

Universitätsprofessor Dr. Wilfried Kürschner 1980–2010

## A: Pflichtfächer

### 1. Forschung

- Bücher
- Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften, in Sammelbänden und in Festschriften

### 2. Universitäre Lehre

- Umfang der universitären Lehre
- Hauptgebiete der universitären Lehre
- Stil der universitären Lehre
- Sprechstunden
- Beteiligung an der Betreuung von Fachpraktika

### 3. Prüfungen und Korrekturen

- Umfang der Prüfungen und Korrekturen
- Stil der mündlichen Prüfungen

### 4. Nachwuchsförderung

- Betreuung von Doktoranden
- Betreuung von Habilitanden

### 5. Zusammenarbeit mit dem nicht-wissenschaftlichen Personal

## B: Wahlfächer

### 6. Beteiligung am Wissenschaftsbetrieb

- Referate und Rezensionen
- (Mit-)Organisation von Tagungen
- Vorträge bei Tagungen
- Vorträge bei Ringvorlesungen
- Beteiligung an Kooperationen/Austauschprogrammen mit anderen Universitäten
- (Mit-)Herausgabe von Sammelbänden
- (Mit-)Herausgabe von Reihen
- Dokumentationen
- Übersetzungen

### 7. Öffentlichkeitsarbeit

- Vorträge vor nicht-akademischem Publikum
- Veröffentlichungen in nicht-wissenschaftlichen Zeitschriften und Zeitungen (Aufsätze und Leserbriefe)

### 8. Hochschulsebstverwaltung

- Beteiligung an der Hochschulsebstverwaltung auf allen Ebenen, von der Ebene des Faches bis zur Ebene der Hochschulleitung
- Langjährige Wahrnehmung besonders verantwortungsvoller und arbeitsintensiver Positionen: als Fachsprecher, Dekan, Fachbereichsrats- bzw. Institutsmitglied, Institutsdirektor, Rektor, Senatsmitglied, Mitglied und Vorsitzender diverser Senatskommissionen und Prüfungsausschüsse, Mitglied und Vorsitzender diverser Berufungskommissionen, Senatsbeauftragter für das Vorlesungsverzeichnis, für den Datenschutz und für die Organisation von Immatrikulations- und Examensfeiern, Vorsitzender der Arbeitsgruppe Grundordnung

### 9. Hochschulpolitik

- Vechtaer Vertreter des Hochschulverbandes
- Beteiligung an hochschulpolitischen Maßnahmen (Demonstrationen, Resolutionen, Protestbriefe an das Wissenschaftsministerium, Pamphlete, Leserbriefe etc. während diverser Krisenzeiten der Universität Vechta)

**Edgar Papp** (em. Professor für Sprach-/Literaturwissenschaft an der Universität Vechta, 1976–1995)

## Lieber Wilfried!

Ein Zufallsfund beschert Dir zu Deiner Verabschiedung ein Fragment aus einem Dir nicht unbekanntem mittelalterlichen Epos. Der Titelheld im Fragment trägt Deinen Namen, was mich sehr verwundert hat. Sofort stellte sich mir die Frage, ob der Inhalt irgendwie mit Dir zu tun hat oder ob die Namensgleichheit eher zufällig ist. Mittlerweile glaube ich, daß der Text authentisch und Zeichen von Vorruhm ist. Edgar

*Uns ist in alten mæren      wonders vil geseit  
von helden lobebæren      von grôzer arebeit,  
von froiden, hôchgezîten,      von weinen und von klagen,  
von des Wilfriedes strîten      muget ir nû wonders hœren sagen.*

*Ez wuohs in oberen landen      ein vil guot studentekîn,  
daz in allen landen      niht bezzers mohte sîn:  
Wilfried geheizen.      Im wart ein scœnez wîp  
und zwêne kint gar clâre:      diu driu diu wârn im alse sîn lîp.*

*Er wart ein linguiste      wîten wol bekant  
in einer stat am Rîne,      diu wart Frîburg genant.  
In wundert âne mâzen      wie nie niht wart geseit  
in den tiutschen phrâzen:      sus wart des ‚neinâ‘ er gemeit.*

*Dô wart er ze Frîburge,      daz sage ich iu ze reht,  
bî Otmar dem Wernaere      ein habilitierter kneht.  
daz vorschen und daz lêren      mit lusten er getruoc:  
bî sînen jungen jâren      het er der êren dâ genuoc.*

*Dô schal ein ruof von norden,      er dôz gar harte lût:  
„Wilfried, dû solt her komen      als professôre guot.  
dû solt niht gên ze Kôllen,      kom her zem Vechter môr:  
dîn vorschen unde lêren      ze Vechte zuct ez sich empôr.“*

*Sît wart er zen nideren landen      ein ûzerwelter degen.  
gar manec guot studente      des tet er gerne pflegen.  
Grammaticâ diu edele      diu wart sîn hôhez zil:  
genuoge schreib er buoche,      des lêrens tet er lanc und vil.*

*Der helt zen nideren landen,      daz sî iu nû gesaget,  
was starc und ouch vil küene      in scharpfen strîten unverzaget.  
noch weiz ich an im mêre:      sîn muot wart im niht laz:  
des wurden im der mannen      und ouch der wîbe vil gehaz.*

*Astride und Gêrtruode im schôzen manegen schaft:  
Wilfried der edel degen sich widersazt mit kraft.  
die Jürgen C und Jürgen B beswâerten sînen muot  
mit trûge-wort und ouch gescrib: Wilfried bewâret êre und guot.*

*Im hulfen der getriuwen gar vil und vriuntlich man:  
ez wâren edel recken, der man ze Vechta dâ gewan.  
in disen hôhen strîten wart Wilfried nâhen tôten  
von worten vil bæzlîchen leit er ze herzen grôze nôten.*

*Doch wart der sic nâch strîte dem edeln degen guot:  
sus stuont nâch herzeleide vil hôhe im sîn muot.  
hie hât diz liet ein ende gar lût spricht manec diet:  
ein hôhez lop dem helden. daz was des Wilfried Kürsenaeres liet.*

**2010-05 E.P. fec.**

**Rudi Timphus** (Vorsitzender des Plattdütschen Kring im Heimatbund für das Oldenburger Münsterland)

## **Leiwe Prof. Dr. Wilfried Kürschner, un aal, wecke tau jau Familie tell'n daut! Leiwe Gäste!**

Ick weit nich, off 'ne Last van den Professor affallen dait, villicht häff hei sogar Angst, dat hei nu in ein deip Lock fallen dait. Aower dor kunn'n wi van den Plattdütschen Kring üm woll van affhelfen.

Ick gaoh dorvan ut, dei meisten in use Ollenborger Münsterland verstaht mi noch, wenn nich, dann mäöt wi van den Plattdütschen Kring Jau 'nen Plattdütsch-Kurs anbeien. Aower bi usen Professor Kürschner häbb' ick kiene Bedenken. „Ich gihorta dat seggen“, dat sien Hart nich blot för Hoch un Platt schlait, sondern uck för dei Spraoken in't Middelöller un wisse uck doräöwer henut.

Dat is uck kien Wunner. Hei häff in Tübingen studeiert und häff at Assistent anne Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg inne tweiden Hälfte van dei 70er Johrn noch den olen Professor Friedrich Maurer beläwt. „Parzival“ un twei Semester äöwer den „Minnesang“ wörn noch siene Themen. Domaols seeten dei Südollenborger Studenten in Freiburg faoken in'n Läseruum un dön dei „OV“ studeiern. Dei Zeitungen ut dei ganzen Welt legen dor ut. Blot dei „OV“ wör immer vergräpen. Un dat dürde nich lang, dann stöttde di ein in'n Rügge: „Häss du se all bold dör?“

Sicher wör us in dei Tied dei junge Student Kürschner uck all äövern Weg loopern. Wenn hei doch uck eis nao dei „OV“ gräpen har, dann harn wi üm wisse all eier kenn'n lehrt. („Wi“, dat wörn dei angaohn Pastöre: Ortmann, Wessel, Tabeling, Honkomp ... un Engelbert Beckermann, Raimund Klimanek, Willi Thien, Timphus Rudi, dei Bräuers Pille ut Friesaithe usw.).

Doch nu wedder trügge naon Professor Maurer un dei middelhochdütschen Seminaore un Vörläsungen. Villicht häff hei sick uck immer wedder van den lüttken Parzival mitreiten laoten, dei partu Ritter wern wull, aower siene Mutter HerzeLOYD häff aals daon, dat Parzival malläwe nich'n Ritter tau seihn kreeg. Nao Gahmuret wull sei nu nich uck noch den lüttken Parzival verleisen.

*Eins tages gienc er den weideganc  
an einer halden, diu was lanc,  
er brach durch blattes stimme en zwic,  
da nahen bi im gienc ein stic.  
Da hort er schall von huofslegen,  
sein gabylot begund er wegen.  
Do sprach er. Was han ich vernomm'n?  
Wan wolt et nu der tiuwel komm'n  
Mit grimme zornecliche,  
den bestüende ich sicherliche.*



Jao, soväl Feiber seet sicher uck in usen Professor in jungen Johrn, jüst so at uck in den jungen Franz van Assisi. Wecke wull nich gern Ritter wern!? Aower dei junge Kürschner har sicher uck noch ännere Gattfleigen off Fluusen in'n Koppe. Wenn hei dei jungen Wichters sehg, dei üm immer wedder äöwer den Weg löpen, dann möss hei immer wedder an dat schönste „Liebesgedicht deutscher Zunge“ denken. Un naodem wull üm dat schönste Liebesgedicht, wat wi kennt, nich ut'n Kopp: Un aal Studenten, wecke 40 Johr dör Kürschners Hann'n gaohn sünd, kennt dei Riemels.

*Du bist min, ich bin din,  
dez solt du gewis sin,  
du bist beslozzen in minem herzen,  
verlorn ist das slüzzelin,  
du muost ouch immer darinne sin.*

Gi aal werd dat nu inseihn: Ja, das ist fürwahr das „schönste Liebesgedicht deutscher Zunge“. Up Platt is dat noch einfacher tau beholen: Platt spaort ut, un dann hett dat:

*„Wicht, ick kunn di upfräten!“*

Jao, dat is för dei Studenten faoken dat grötste Problem: Sei sünd bit äöwer dei Ohrn „verliebt“ un häbbt den Kopp nich frei, un sei schäölt nebenbi uck noch dat Studium taun Enn'n bringen. Wi willt us up'n olen Dag jao nicks wies maoken: Dat häff uck wat mit't Öller tau daun.

Ick denk an dat Minne-Lied, nich jüst an dei „Hohen Minne“, sondern an dat för mi schönste Lied der niederen Minne van Walther von der Vogelweide. Use Professor kann sick dat all denken, wat nu kaomen dait. Lustert eis tau:

*Under der linden  
an der heide,  
wo unser zweier bette was,  
do muget ihr vinden schone beide  
gebrochen bluomen unde gras.  
Vor dem wald in einem tal,  
t a n d a r a d e i,  
schone sanc diu nahtegal*

*Ich kam gegangen  
zuo der ouwe:  
Do was min friedel komen e.  
Da wart ich enpfangen,  
here frouwe,  
daz ich bin saelic iemer me.  
Kuster mich? Wol tusementstunt:  
T a n d a r a d e i,  
seht wie rot mir ist der munt.*

*Do het er gemachet  
also riche  
von bluomen eine bettestat,  
des wird noch gelachtet  
innecliche,  
kumt iemen an daz selbe pfat.  
Bi den rosen er wol mac,  
t a n d a r a d e i,  
merken wa mirz houbet lac.*

*Daz er bi mir laege,  
wessez iemen  
(nu enwolle got!), so schamt ich mich,  
wes er mit mir pflaege,  
niemer niemen  
bevinde daz, wan er unt ich,  
und ein kleinez vogellin:  
t a n d a r a d e i,  
daz mac wol getriuwe sin.*

Jao, so wör dat in jungen Johrn mit usen Professor. Un wo sägg hei Professor vandaoge, wenn hei doran trügge denkt?

*Owe, war sint verschwunden alliu miniu jar!  
Ist mir min leben getroumet oder ist ez war?*

So gaiht ein'n dat manges. Aower dei Gefeuhle un dei Probleme van 1220 sünd 2010 noch dei sülwigen. Laot us dor eis rinlustern, wo Walther von der Vogelweide siene Tied seihn häff. Un ick meen: Wat hei domaols säggt häff, dat gelt vandaoge noch.

*Ich saz uf eime steine  
Un dahte bein mit beine  
Dar uf satzt ich den ellenbogen:  
Ich hete in mine hant gesmogen  
Daz kinne und ein min wange.  
Do dahte ich mir vil ange  
Wi man zer werlte solte leben:  
Deheinen rat kond ich gegeben,  
wie man driu dinc erwurbe,  
der keinez nicht verdurbe.  
Die zwei sint ere und varnde guot,  
daz dicke einander schaden tuot:  
daz dritte ist gotes hulde,  
der zweier übergulde.  
Die wolt ich gern in einen schrin.  
Ja leider desn mac nich gesin,*

*daz guot un weltlich ere  
und gotes hulde mere  
zesamene in ein herze komen,  
stige unde wege sint in benomen:  
untruwe ist in der saze (Lauer),  
gewalt vert uf der straze:  
fride und recht sind sere wunt.  
Diu driu enhabent geleites niht,  
diu zwei enwerden e gesunt.*

Also: fahrendes Gut, weltliche Ehre und Gottes Huld können nicht zusammenkommen, wenn nicht die zwei, nämlich Frieden und Gerechtigkeit (*gewalt vert uf der straze*), zuvor gesund werden.

Jao, so ist dat bit vandaoge bläwen. Un dorüm is dat wichtig, dat wi den Fräen nich blot in'n eigen Huuse pflägen daut: Un ick griep ut dei Reinmar-Walther-Fehde dei lessde Strophe van Reinmars bekannteste Minnelied rut, wor Reinmar eigentlich siene Frouwe, siene Herrin, siene Fürstin priesen dait, un nao dei Meinung van Walther von der Vogelweide tau hoch in dei Tasten griepen dait: Un disse Verse sind nu ganz un gor van Professor Dr. Wilfried Kürschner nich an dei Frouwe, dei Herrin, dei Fürstin richt't, sondern an sien „wiep“, so sä man domaols noch:

*Swaz in allen landen  
Mir ze liebe mac beschehen,  
daz stat in ir handen:  
anders nieman will ichs jehen.  
Si ist min osterlicher tac,  
un harn si in minem herzen liep.*

Leiwe Professor, wi van den Plattdütschen Kring bedankt us vör aal diene Gäste för jau Hülpe in dei lessden Johre. Gi häbht us bannig wieterholpen! Gi häbht jau lang maakt för use Platt! Gi häbht us Stütt un Stöhn gäben!

Wo schriff Peter Hahne: „... Platt ist mehr als der kleine Bruder unserer hochdeutschen Sprache. Platt ist wie ein lieber Verwandter, bei dem man sich wohlfühlt, der Geborgenheit und Heimat vermittelt. Platt gibt Identität, ist ein Stück Persönlichkeit und auch Gegensteuern zur Globalisierung.“ Leiwe Lüe, gi markt: Platt wedd immer wichtiger!

Danke, Professor Kürschner, in'n Naomen van den Plattdütschen Kring. Aohne jau Hülpe wörn wi vandaoge nich so wiet. Un wi haopt, use gemeinsaome Weg is noch nich up'n Enn'n. Nochmaols danke!

Sichtbaoret Teiken för usen Dank is dei Krawatte, dei wi usen Professor schenken daut. Dat is'n Unikat, dat giff dat kien tweede Maol. Upschrift: „Ick schnack platt; du uck?“ Dei Krawatte is van Hildegard Tölke „entworfen“ worn un vanne Gemeinde Steiweld rutbröcht.

## **Pressebegleitung**

2010-Jul-05

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

### **Geistreich**

Wilfried Kürschner hat für Donnerstag (15. Juli) um 15.15 Uhr in den Hörsaal B1 der Universität zu einem Abschiedsvortrag eingeladen. Der Professor beendet seine Lehrtätigkeit. In Erinnerung bleibt der Germanist dem Oldenburger Münsterland nicht nur als profunder Sprachexperte, sondern auch als streitbarer Kämpfer für Eigenständigkeit und universitären Anspruch der Hochschule. Man war im Jahrzehnte andauernden Ringen um den richtigen Weg der Existenzsicherung oft, aber nicht immer seiner Meinung, stets aber gleichermaßen beeindruckt von seinem Elan und seiner Sprachgewalt. Kolumnen, Glossen und Leserbriefe weisen Wilfried Kürschner als virtuosen Meister des Wortes aus, der die Feder als Florett und auch als Säbel zu führen im Stande ist. Man kann nur hoffen, dass der Professor sein Vortragsthema nicht ernst meint: „Sechzig Semester Vechta: Der Wörter sind genug gewechselt.“ Mitnichten. Viele geistreiche Beiträge will die OV-Leserschaft noch lesen. Zeit zum Schreiben muss doch demnächst genug sein. (su [Ulrich Suffner])

2010-07-15

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

## **Kürschner liest**

**Vechta** – Nach 30 Jahren wissenschaftlicher Tätigkeit in Forschung und Lehre an der Universität Vechta hält Professor Dr. Wilfried Kürschner heute um 15.15 Uhr seine öffentliche Abschiedsvorlesung in Hörsaal B 1: „Sechzig Semester Vechta: Der Wörter sind genug gewechselt.“ Wir fragten den Sprachwissenschaftler, wie es um die deutsche Sprache bestellt ist. – **Seite 20**

### **„Die Muttersprache ist etwas Besonderes“**

#### **Für Wilfried Kürschner ist die Angst vor einer Anglisierung übertrieben / Nachhilfe für künftige Deutschlehrer?**

Wilfried Kürschner ist seit 1980 als Professor für [Allgemeine] Sprachwissenschaft und germanistische Linguistik an der Universität Vechta tätig. Mit Ablauf des Sommersemesters 2010 beendet er seine Lehrtätigkeit. Die OV sprach mit ihm über die Zukunft der deutschen Sprache, das heutige Universitätsstudium und die Überlebenschancen des Plattdeutschen.

Von Andreas Kathe

**OV:** Stirbt die deutsche Sprache aus?

**Kürschner:** Es gibt die Angst vor der Anglisierung unserer Sprache. Aber wenn wir uns zum Beispiel mit Studenten hier in Vechta unterhalten, stellen wir fest, dass wir normalerweise praktisch kaum englische Wörter benutzen. Die Sorge vor der Beeinflussung der deutschen Sprache durch das Englische ist meines Erachtens übertrieben. Es gibt ein technisches Spezialvokabular, das ist aber noch nicht in die Normalsprache eingebrochen. Wir sollten aber selbst gewisse Übertreibungen unterlassen. Zum Beispiel wird an unserer Universität das Akademische Auslandsamt offiziell „International Office“ genannt, und der Gipfel ist, dass der Bachelorstudiengang, der zum Lehrermaster führt, hier „Combined Studies“ heißt statt „Zwei-Fach-Bachelor“ wie fast überall sonst.

**OV:** Also die Besinnung zurück auf das Deutsche ...

**Kürschner:** ... ohne Deutschtümelei. Ich sehe eine Verpflichtung, sich um das Deutsche zu kümmern. Studenten benutzen bereits das Wort „Klapprechner“ für „Laptop“, wobei ich durchaus für das Wort „Computer“ statt „Rechner“ bin. Es hat immer Beeinflussungen durch andere Sprachen gegeben. Ich bin aber gegen die Übernahme des Englischen oder einer anderen Sprache als Arbeits- und Öffentlichkeitssprache. Die Muttersprache, die man als Kind gelernt hat, ist nämlich etwas ganz Besonderes. Sie wird mit Leichtigkeit beherrscht, bietet einen großen Variationsreichtum und ermöglicht den Ausdruck von Ironie und Gefühlsnuancen. Das alles erlernen wir für die gesprochene Sprache in etwa bis zur Pubertät

mithilfe des sogenannten Spracherwerbsmechanismus, danach ist das Sprachenlernen normalerweise eine mühevollere Angelegenheit.

**OV:** Haben Sie bei Ihren Studenten Veränderungen hinsichtlich der Beherrschung der Muttersprache erlebt?

**Kürschner:** Ja, das hat sich leider geändert. Im Schnitt ist die aktive wie passive Sprachbeherrschung, besonders in der geschriebenen Sprache, schlechter geworden. Die Studenten kommen so von den Schulen, und wir müssten eigentlich Brückenkurse anbieten, um die schriftsprachlichen Fähigkeiten zu verbessern. Das wäre eine Art Nachhilfe für die künftigen Deutschlehrer, die wir aber bei einer Überauslastung des Faches Germanistik von 140 Prozent mit bis zu 250 Studenten in den Seminaren nicht leisten können.

**OV:** Studium früher und heute, was sind die Unterschiede?

**Kürschner:** Die Bachelor- und Masterstudiengänge seit 2003/2004 sind in vieler Hinsicht ein großer Fehler. Das gesamte Studium wurde zu einer einzigen Prüfung gemacht. Es ist praktisch eine Verlängerung der Schulzeit mit Klassenarbeiten und Noten. Die Studenten verhalten sich dabei rational richtig, wenn sie konzentriert auf die nächste Prüfung hin lernen. Es fehlt aber die Nachhaltigkeit. Was gelernt wird, ist nach kurzer Zeit wieder vergessen. So kann man kein Grundlagenwissen aufbauen. Falsch ist auch, dass es praktisch keine Endprüfungen wie das Staatsexamen mehr gibt. Und: Der wissenschaftliche Umgang miteinander fehlt. Man kommt über Seminararbeiten und dergleichen nicht mehr ins Gespräch, bei dem es ja auch um Erkenntniserweiterung geht.

**OV:** Sie scheiden im Groll?

**Kürschner:** Nein, nein. Aber ich gebe zu, dass ich ohne Bedauern aus den Lehrverpflichtungen ausscheide. Ich sehne mich nicht zurück nach diesen Zeiten mit mehr als 200 Studenten im Hörsaal, die ja zumeist nur kommen, weil es Pflichtveranstaltungen sind. Mit der Freiwilligkeit der Vorlesungen war es früher schon besser. Das war ja auch die große Herausforderung an den Lehrkörper, Vorlesungen so interessant zu gestalten, dass die Studenten gerne und freiwillig kamen.

**OV:** Lehre und Forschung ist das eine, der Einsatz für die Universität selbst das andere. Sind Sie froh über die aktuellen Entwicklungen?

**Kürschner:** Gemeinsam mit Kollegen und vielen Mitbürgern habe ich mich in den 1980er und 1990er Jahren sehr stark für den Erhalt Vechtas eingesetzt. Das war die Phase, als Vechta noch zur Universität Osnabrück gehörte und Ministerpräsident Schröder die Hochschule schließen wollte, die dann übergang in die Phase der inneruniversitären Auseinandersetzungen mit Rektorat und Hochschulrat. Am Ende kann ich aber zum Glück sagen, wir haben gewonnen. Vechta trägt jetzt endlich auch den Namen, der ihm von Anfang an zustand: „Universität Vechta“. Ich bin froh, dass es so ausgegangen ist.

**OV:** Was kommt jetzt nach dem Ende der Lehrverpflichtungen an der Universität?

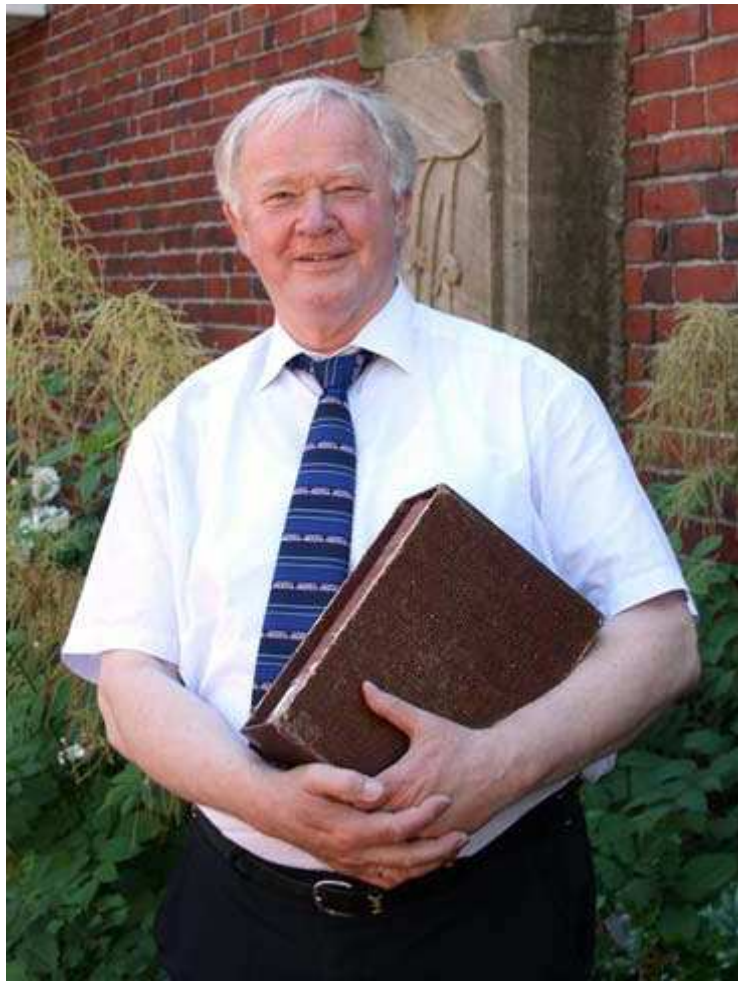
**Kürschner:** Zunächst einmal haben meine Frau und ich beschlossen, in Vechta zu bleiben. Wir haben es nie bereut, hier zu leben und zu arbeiten. Ich werde mich

weiter an den Ringvorlesungen an der Universität beteiligen, Beiträge für Zeitungen und Fachblätter schreiben und an Tagungen im In- und Ausland teilnehmen. Intensiver kümmern will ich mich auch um das Plattdeutsche, helfen, dass diese Sprache dokumentiert wird. Ich habe die Beschäftigung mit dem Plattdeutschen in den letzten Jahren selbst als Bereicherung empfunden und fühle mich der Region dadurch noch stärker verbunden.

**OV:** Plattdeutsch – eine gefährdete Sprache?

**Kürschner:** Weltweit gibt es bis zu 7000 Sprachen. Davon soll etwa die Hälfte in diesem Jahrhundert verloren gehen. Ob das Niederdeutsche dazu gehört? Ich werbe bei meinen Studenten dafür, so zu heiraten, dass sie ihre Kinder zweisprachig erziehen können. Wenn das Plattdeutsche nicht wieder zur Muttersprache neben dem Hochdeutschen wird, sehe ich es in der Tat als schwer gefährdet an.

Wilfried Kürschner wurde am 8. April 1945 in Lichterfeld in der Niederlausitz geboren. Nach dem Abitur in Dortmund studierte und promovierte er in Tübingen. Seine Habilitation schloss er an der Universität Freiburg im Breisgau ab. Im Anschluss daran wechselte er als Professor für allgemeine Sprachwissenschaft und germanistische Linguistik an die damalige Abteilung Vechta der Universität Osnabrück. Hier engagierte er sich neben der Lehrerausbildung und der Forschung auch in der akademischen Selbstverwaltung. So gehörte er dem Senat der Universität Osnabrück und der Universität Vechta an, war mehrfach Dekan seines Fachbereiches und 1997/98 Rektor der Uni Vechta. Wilfried Kürschner ist verheiratet mit Christa Kürschner-Ledebrink. Sie haben zwei erwachsene Kinder.



[Bild:] **Gutenbergs dicke Bibel** im Gepäck: Wilfried Kürschner beendet seine Lehrtätigkeit an der Universität, wird aber weiter forschen und über sprachwissenschaftliche Themen veröffentlichen. Foto: Kathe



2010-07-16

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

## **Kürschner geht**

**Vechta** – Mit begeistertem Applaus dankten gestern die Hörer im voll besetzten Hörsaal B1 – nicht nur für die höchst unterhaltsame Abschiedsvorlesung, sondern auch für das erfolgreiche Engagement Wilfried Kürschners, das der Universität Vechta zugute kam. Der Sprachwissenschaftler und Germanistikprofessor hielt einen Rückblick auf „60 Semester“. – **Seite 10**

## **Sprachfehler mündet in akademischer Karriere**

### **Professor Wilfried Kürschner gibt Abschiedsvorlesung in vollem Hörsaal / Geschichte über Leben und Wirken**

**Vechta** (lc [Lars Chowanietz]) – Am Ende war es eine erfolgreiche Geschichte, die mit einem Sprachfehler begann – und kein bisschen langweilig. Auch wenn der Erzähler dies zu Beginn angekündigt hatte. Es war seine eigene Geschichte, die Professor Wilfried Kürschner in seiner letzten Vorlesung an der Universität Vechta erzählte. 60 Semester – 30 Jahre – hat Kürschner in Vechta gelehrt. Es gehört zu seinen persönlichen Erfolgen, dass er jetzt seine Abschlussvorlesung an einer Universität halten konnte. Denn dafür, dass die Uni der Stadt Vechta erhalten blieb und letztendlich ihren Universitätstitel zurückerhielt, hat sich der Germanistikprofessor mit seinen Mitstreitern mehr als ein Jahrzehnt eingesetzt. Für seinen Abschied hatte sich Kürschner bewusst für den großen Hörsaal „B1“ entschieden. Es war der Raum, in dem er in den letzten Jahren „häufig mit großer Freude“ vor teilweise über 250 Studenten Wissen vermittelte. Es war vor allem Humor und die richtige Menge Selbstironie, die Kürschners letzte Vorlesung gelingen ließ.

Sein Leben habe in einer Sprachprofessur enden müssen, erklärte Kürschner mit einem Augenzwinkern. In seiner Kindheit hatte er einen Sprachfehler, verwechselte die Laute „T“ und „K“, sagte „Tuchen“ statt „Kuchen“. „Heute kann ich das Problem benennen“, sagte Kürschner. In der Schule und besonders nach seinem Umzug von seinem Geburtsort zwischen Berlin und Dresden nach Dortmund nach der Grundschule habe er sich mit Sprache auseinandersetzen müssen. Durch die Konfrontation mit den lokalen Dialekten habe er schließlich die Selbstsicherheit gefunden, Hochdeutsch zu sprechen.

Sein Lebensweg hat seine wissenschaftliche Arbeit bestimmt. Die Arbeit als Verlagslektor während der Gymnasialzeit und als studentische Hilfskraft seien Wegbereiter für spätere Veröffentlichungen gewesen. So hatte Kürschner am Ende seiner Lehrtätigkeit viel Dank zu verteilen.

Er werde der Universität erhalten bleiben, sagte Kürschner. Nun allerdings nur noch als Wissenschaftler.



[Foto:] **Würdiger Abschied:** Mehr als 250 Gäste dankten dem Sprachwissenschaftler Wilfried Kürschner am Ende seiner Abschiedsvorlesung mit „Steh-Klatschen“. Foto: Chowanietz

2010-Jul-21

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

## **Retter der Uni**

„Der Artikel über die Verabschiedung von Professor Kürschner in der OV vom 16. Juli erwähnt nur knapp den in der Vorlesung ausführlich thematisierten Kampf um den Erhalt der Uni, als die SPD-Landesregierung unter Gerhard Schröder [...] versuchte, die Universität zu schließen. In der OV vom 11. Juni erschien ein vier-spaltiger, namen- und kürzelloser Artikel unter der Überschrift ‚Glückwunsch der SPD für die Uni Vechta‘, der mit folgendem Zitat begann: ‚Die Bezeichnung Uni-versität wird der enormen Bedeutung dieser Bildungseinrichtung für Vechta und die gesamte Region gerecht.‘ Wenn für eine solche Unverfrorenheit und Spät-einsicht der SPD soviel Platz zur Verfügung steht, nicht jedoch für die Personen, die sich für den Erhalt der Universität eingesetzt und Entscheidendes zu dem bei-getragen haben, was das Einleitungs-zitat des SPD-Glückwunsches ausdrückt, seien wenigstens an dieser Stelle neben Kürschner einige weitere Namen ge-nannt: Joachim Kuropka, Hans-Wilhelm Windhorst, Hermann von Laer, Volker Schulz, Cornelia Wienken, Franz Bölsker u. a. Vielleicht findet sich angesichts der Feierlichkeit zur Umbenennung der Uni im Herbst Gelegenheit, sie einmal aus-führlich zu würdigen, etwa durch gute Interviews, wie das von Herrn Kathe mit Professor Kürschner in der OV vom 15. Juli.

Im OV-Artikel heißt es abschließend, Kürschner werde der Universität erhalten bleiben. In diesem Sinne: Ad multos annos, lieber Herr Kürschner!“

Rudolf Willenborg

Wichertstraße 5

Vechta

2010-Jul-23

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

## **Konkordat und Bischof**

### **Zum Leserbrief „Retter der Uni“ von R. Willenborg (OV vom 21. Juli):**

„Ohne die verdienstvollen Bemühungen von Prof. Kürschner und Co. um den Er-halt der Uni Vechta schmälern zu wollen, sei der Objektivität halber festgehalten, dass die katholische Kirche einen, wenn nicht den entscheidenden Anteil an der Rettungsaktion gehabt hat. Sie hat immer wieder das Konkordat als Rettungs-anker in die gegen die Hochschule Vechta gerichteten Angriffswellen geworfen. Dabei hat sich vor allem der damalige Bischof von Münster, Dr. Reinhard Lett-mann, als Fels in der Brandung und unbeugsamer Verhandlungspartner der nie-dersächsischen Landesregierung erwiesen. Seinem strategischen Verhandlungs-geschick – im Zusammenwirken mit der Päpstlichen Nuntiatur – ist es zu verdan-

ken, dass die Hochschule Vechta, die mehr als einmal vor dem Aus gestanden hat, heute weiterexistiert und nunmehr zu Recht den Titel ‚Universität‘ tragen darf.“

Prof. Dr. F. Janssen  
Driverstraße 33  
Vechta

2010-Jul-27  
Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

### **Mehr Retter**

„Im Leserbrief von Professor Janssen in der OV vom 23. Juli ist jeder Satz zu unterstreichen. Ich hatte mich in meinem Brief lediglich auf die Berichterstattung über die Abschiedsvorlesung von Professor Kürschner bezogen, in der die Schließungsabsicht der SPD-Landesregierung [...] thematisiert wurde, und kritisiert, dass – im Gegensatz zur nun von der SPD in einem vierspaltigen Artikel konstatierten ‚enormen Bedeutung‘ der Uni für die gesamte Region – im Artikel der OV die in der Vorlesung genannten Personen, die durch eine inzwischen fast unüberschaubar gewordene Zahl von Veröffentlichungen und Vorträgen gerade dies geleistet haben, nicht erwähnt wurden. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang noch Professor Hanschmidt, Dr. Zumholz, Dr. Hirschfeld und viele andere. Und da wir schon dabei sind, zu vervollständigen, ist neben der Kirche auch Pro Uni zu erwähnen, gleichfalls zahlreiche Studenten sowie einige Redakteure der OV, etwa Herr Kathe. Bischof Lettmann ist Ehrendoktor der Universität, Gert Stuke, Gründer der Bürgerinitiative Pro Uni, Ehrensensator und Professor Kuropka erhielt vor einem Monat den Verdienstorden des Landes Niedersachsen.“

Rudolf Willenborg  
Wichertstraße 5  
Vechta

2010-Okt-05

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

## Viele Akten für die Uni gerettet

### Professor Dr. Wilfried Kürschner übergibt seine Sammlung

**Vechta** (ej [Esther Jarminowski]) – Um Mitternacht wurde aus dem Mitglied Professor Dr. Wilfried Kürschner ein Angehöriger der Universität Vechta. Aber dieser rein formale Wandel beeinflusst das Leben des Germanisten nur unwesentlich. „Ich werde weiterhin an der Universität arbeiten und forschen“, erklärt Kürschner. „Ich hatte durch die Verknüpfung von Forschung und Lehre einen der schönsten und besten Berufe, die man haben kann.“

Bekannt ist Kürschner in Vechta nicht nur durch seine Arbeit als Germanist. Er hat seit seinem Dienstantritt 1980 angefangen, Dokumente der Universität zu sammeln. Zusammen mit der Verwaltungsangestellten Marlies Völker hat er viele Akten vor dem Wegwerfen bewahrt. Heute zeugen gut 1000 Kartons und Ordner mit Verwaltungsakten, aber auch vielen Abschlussarbeiten in den Regalen des Gebäudetrakts D der Universität von seiner akribischen Arbeit.

Zeitgleich mit seiner Emeritierung übergab Professor Kürschner seinen kompletten Vorlass der Uni. Bis zum Jahr 1857 gehen die Akten zurück. Seit 2004 wurde durch das Archiv eine systematische Sammlung begonnen. „Viele wichtige Dokumente sind nur noch in dem Vorlass von Herrn Kürschner zu finden“, sagt Franz-Josef Luzak, der für die Erfassung des Archivs zuständig ist. Er bereitet eine Ausstellung mit Dokumenten aus diesem Magazin vor. Auch Professor Dr. Alwin Hanschmidt, Beauftragter des Präsidiums für das Uni-Archiv, ist von dem Vorlass Kürschners begeistert: „Vor allem die Sammlung der Presseausschnitte ist hier besonders wertvoll.“



**Wichtige Dokumente** hat Professor Dr. Wilfried Kürschner (rechts) aufbewahrt. Franz-Josef Luzak (links) und Professor Dr. Alwin Hanschmidt lobten ihn dafür.  
Foto: Jarminowski

2010-Nov-06

Oldenburgische Volkszeitung [Vechta]

## **Festschrift gibt Note Eins für den Professor**

### **Grammatik, Praxis, Geschichte: Umfangreiches Buch würdigt Wilfried Kürschners Arbeit**

Vechta (ak [Andreas Kathe]) – Grammatik, Praxis, Geschichte – so der Titel eines neuen Sammelbandes, dessen tiefe Bedeutung sich erst auf den zweiten Blick erschließt. Die Herausgeber haben damit die Schwerpunkte der Arbeit des Vechtaer Sprachwissenschaftlers Professor Dr. Wilfried Kürschner umrissen. Für ihn haben anlässlich seines Ausscheidens aus dem Universitätsdienst seine Freunde und Kollegen ein dickleibiges Buch herausgegeben – eine Festschrift.

Grammatik, sagt das Team mit Abraham P. ten Cate, Reinhard Rapp, Jürg Strässler, Maurice Vliegen und Heinrich Weber, stehe für viele Forschungen und verdienstvolle Veröffentlichungen zu diesem Thema. Praxis umreißt das überdurchschnittliche Engagement in der universitären Lehre, Geschichte schließlich das große Interesse an der Geschichte der Sprachwissenschaft.

Volker Schulz, einst Kollege in der Vechtaer Professorenschaft, erprobt in dem Band eine neuartige Spielart der Evaluation, der Analyse und Bewertung. Er nimmt Kürschner in den Blick und attestiert ihm in fast allen Prüfungsbereichen die Note Eins: Die professorale Gesamtleistung sei hervorragend.

Das sehen wohl auch die anderen Kollegen so, die zu einem großen Teil mit ihm auch im Rahmen des Linguistischen Kolloquiums zusammenarbeiten. Im Rahmen dieses Kolloquiums fand in Veszprém am Plattensee kürzlich die Überreichung der Festschrift statt. Für Kürschner, der 1984 eine entsprechende Tagung in Vechta mit organisiert hatte, war dies eine besondere Ehre. Die Festschrift ist im Narr-Verlag, Tübingen, erschienen und kostet 78 Euro.



Wilfried Kürschner